Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 11 – 18. März 2006 UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND C5524 - PVST. Gebühr bezahlt



Foto: pa

Schwierige Nachbarschaft: Im Berliner Kanzleramt empfing Angela Merkel den neuen polnischen Staatspräsidenten Kaczynski.

So nah und doch so fern

Das deutsch-polnische Verhältnis nach dem Staatsbesuch von Präsident Kaczynski

Näher können Nationen sich kaum noch kommen: direkte Nachbarn mit einer 467 Kilometer langen gemeinsamen Grenze (hinzu kommen die 210 Kilometer Grenze zum nördlichen Ostpreußen, dem Königsberger Gebiet), gemeinsam Mitglieder in Nato und EU, Handels- und Geschäftspartner mit zweistelligem Milliardenvolumen. Und neben Geographischem, Wirtschaftlichem und Bündnispolitischem verbindet Deutsche und Polen auch eine jahrhundertelange wechselhafte Geschichte.

Gerade diese Geschichte aber birgt bis heute auch viel Trennendes, Belastendes. Aus polnischer Sicht sind die Deutschen Haupt- oder gar Alleinschuldige am Zweiten Weltkrieg (und auch an den meisten vorangegangenen europäischen Kriegen); sich selbst sehen die Polen ausschließlich als Opfer. Aus deutscher Sicht hingegen – freilich längst nicht aus der Sicht aller Deutscher – zählen die Polen zu den Haupttätern bei der Vertreibung aus dem Osten.

Ein scheinbar unüberbrückbarer Gegensatz. Dennoch bemühen sich Menschen auf beiden Seiten, nicht nur zurückzublicken, sondern auf der Basis eines wahrhaftigen Umgangs mit der Geschichte – auch der eigenen! – die Zukunft zu gestalten. (Diesbezügliche Aktivitäten der Vertriebenenorganisationen, insbesondere auch der Landsmannschaft Ostpreußen, werden viel zu wenig gewürdigt.)

Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Sowjetsystems, das auch Polen jahrzehntelang im Würgegriff gehalten hatte, gab es verstärkt Hoffnung, zu einem vernünftigen, auch für deutsche Heimatvertriebene tragbaren Miteinander zu finden. In Polen haben diese Hoffungen durch den Streit um das „Zentrum gegen Vertreibungen“ sowie die scharfen nationalistischen Töne im Wahlkampf einen empfindlichen Dämpfer erfahren, wobei sich vor allem die Zwillingsbrüder Lech und Jaroslaw Kaczynski hervortaten. Letzterer ist nun Drahtzieher und „starker Mann“ hinter der neuen Regierung in Warschau, der andere kam als frischgewählter Staatspräsident zum etwas verzögerten Antrittsbesuch nach Berlin.

Dort wartete Lech Kaczynski mit einigen Überraschungen auf. Unbekümmerter, als wir das von unseren Politikern gewöhnt sind, bekannte er sich zu konservativen Positionen, kritisierte die supranationalen Tendenzen der EU, prangerte Korruption und „polnische Wirtschaft“ an, bekräftigte seine Verankerung im christlichen Wertesystem. Dies alles kann von deutschen Konservativen vorbehaltlos unterstrichen werden, wie auch sein demonstrativer Patriotismus und sein Pochen auf nationale Interessen. Der Mangel daran wird deutschen Politikern ja zu Recht zum Vorwurf gemacht.

Wie fern sich Deutsche und Polen aber immer noch sind, zeigte sich, als Kaczynski das Kernthema der jüngeren Geschichte ansprach. Zwar wandte er sich gegen „Relativierung von Schuld“, sprach aber bewußt von „Umsiedlung“ statt „Vertreibung“. Er räumte ein, diese „Umsiedlungen“ seien „sicher etwas Schlechtes“, aber „nicht so schlimm“ wie die Bombardements von Großstädten. Ist das etwa keine Relativierung?

Niemand erwartet von Polens Präsident die von deutschen Politikern gewohnten peinlich überzogenen Schuldbekenntnisse. Warum aber kann er nicht wenigstens eingestehen, daß Deutsche nicht nur Täter, sondern auch Opfer waren – und Polen nicht nur Opfer, sondern auch Täter? *H.J.M.*

HANS-JÜRGEN MAHLITZ:

Wessen Rente ist sicher?

Zunächst die gute Nachricht: Auch in diesem Jahr konnte die „Fünfte Jahreszeit“ – Fasching, Fastnacht, Karneval – ohne bleibende Schäden zu einem guten Ende gebracht werden. Nun die schlechte Nachricht: Norbert Blüm hat davon nichts bemerkt. Zehn Tage nach Aschermittwoch war für den Polit-Clown früherer Tage keineswegs „alles vorbei“; er ging noch einmal „in die Bütt'“ und beglückte das keineswegs amüsierte Volk mit einer „Verteidigungsrede für die staatliche Altersvorsorge“, so der Untertitel eines Beitrags in der „Welt“.

Immerhin: Seinen Uralt-Kalauer „Die Rente ist sicher“ deutete er um zu „Unsere Rente ist die beste“. Wer das nicht glauben will, sieht sich in der Nähe von „Geisterfahrern“. Erst gegen Ende, als die meisten wohl schon umgeblättert haben, verlassen Blüm die gewohnt blumigen Worte, wenn er ziemlich kleinlaut einräumt, ohne den sogenannten Reformstau zwischen 1982 und 1998 wären die Renten heute um etwa 30 Prozent höher. Wer war eigentlich von 1982 bis 1998 als Bundesminister für die Rentenpolitik zuständig? War es nicht jener Herz-Jesu-Sozialist mit christdemokratischem Parteibuch, der mit der „sicheren Rente“ wohl seine eigene gemeint hat?

Den Platz am Kabinettstisch, wo einst Norbert Blüm herumalberte, nimmt heute Franz Müntefering ein. Der geht mit der Wahrheit immerhin etwas behutsamer um, zum Beispiel, indem er bei der Vorlage des aktuellen Rentenberichts auf direkte „Rentenlügen“ verzichtet. Statt „Die Rente ist sicher“ also nur noch „Die Rente wird in den nächsten Jahren nicht gekürzt“. Doch das ist nur die halbe Wahrheit. Die andere Hälfte: Die Rentner müssen sich auf Nullrunden für die nächsten zehn Jahre einstellen. Bei Inflationsraten, die auf zwei Prozent schöngerechnet werden, ist das faktisch eine Kürzung – Kohls Euro auch als Rentner-Teuro.

Wenn Müntefering neben der staatlichen Rente ein zweites, privat beziehungsweise betrieblich finanziertes Standbein der Altervorsorge fordert, hat er natürlich recht. Aber eben auch wieder nur teilweise: Daß die Beiträge zu Betriebsrentenkassen ab 2008 sozialversicherungspflichtig werden, „vergaß“ er zu erwähnen.

Besonders peinlich für Blüm mit seiner „sicheren Rente“: Die unter seiner Regie vor zehn Jahren hochgerechnete Standardrente mußte jetzt von der – ebenfalls CDU-dominierten – Bundesregierung drastisch nach unten korrigiert werden, von 1510 auf nur noch 1180 Euro, das sind 330 Euro oder 22 Prozent weniger als prognostiziert. Doch selbst bei diesen ernüchternden Zahlen will unser fürsorglicher heutiger Sozialminister dem Volk nicht gleich die ganze schreckliche Wahrheit zumuten. So verzichtet er auf den Hinweis, daß es, dank der von ihm propagierten Anhebung des gesetzlichen Renteneintrittsalters, den „Standardrentner“ künftig noch seltener geben wird als heute.

Die Hälfte aller Betriebe in Deutschland beschäftigt niemanden über 50. Von den über 55jährigen sind nur noch 42 Prozent berufstätig. Das tatsächliche Renteneintrittsalter liegt bei durchschnittlich 60,9 Jahren, und nur 33,5 Prozent der Männer gehen erst mit 65 in Rente. Wenigstens diesen Teil der bitteren Wahrheit sparte Müntefering nicht aus, wohl aber die logische Schlußfolgerung, daß diese Zahlen bei „Rente ab 67“ noch ungünstiger aussehen. So können sich immer mehr Deutsche ausrechnen, wessen Rente „sicher“ ist – die eigene jedenfalls nicht.

Logik des Krieges

Der UN-Sicherheitsrat soll Iran richten

Der Ton im Atomstreit zwischen dem Westen und dem Iran verschärft sich. Die fünf Vetomächte des UN-Sicherheitsrates müssen nach dem Bericht der Internationalen Atomenergiebehörde über das weitere Vorgehen entscheiden, so wollen es die USA. Von Sanktionen bis zu einer UN-Resolution, die einen Angriff auf den Iran legitimiert, scheint alles möglich.

Der Iran soll Bomben für die Terroristen im Irak liefern und allgemein zu den anhaltenden Unruhen beitragen – so der Vorwurf, den US-Präsident George Bush anläßlich des dritten Jahrestages des Beginns des Irakkrieges gegen den Iran erhebt. Improvisierte Sprengvorrichtungen und Bombenbauteile, die eindeutig aus dem Iran stammten, seien gefunden worden. Zahlreiche US-Soldaten seien durch die Bomben getötet worden. Einen Abzugsplan für die Truppen im Irak gebe es nicht, „wir werden die Nerven nicht verlieren“, so der im Meinungsumfragetief steckende Präsident. Auch Teheran verschärft den Ton. Bemühungen um eine Lösung des Konflikts treten auf der Stelle. Eine Delegation des iranischen Sicherheitsrates reiste nach Gesprächen mit der russischen Führung aus Moskau ohne Zeichen einer Annäherung ab. Irans Präsident Mahmud Ahmadinedschad schließt einen Kompromiß mit dem Westen kategorisch aus.

Siehe auch Beitrag auf Seite 6

»Verläßliche Freunde«

Warum die PDS alias SED sich mit Kubas Kommunisten solidarisiert

Der Direktor der Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, Hubertus Knabe, hat den Vorstand der PDS aufgefordert, sich von den schweren Menschenrechtsverletzungen in Kuba zu distanzieren: „Die Erklärung der Parteiführung, in der sie ihre Solidarität mit dem kubanischen Regime erklärt, ist für Demokraten nicht akzeptabel.“ Die Parteiführung hatte sich darin einstimmig von einer Kuba-kritischen Resolution des Europaparlaments (EP) distanziert, der auch drei PDS-Abgeordnete zugestimmt hatten.

Knabe wies darauf hin, daß in Kuba Dutzende unabhängiger Journalisten, Dissidenten und Menschenrechtler unter menschenunwürdigen Bedingungen in Haft säßen. Trotz wiederholter Aufforderungen durch die EU sei im vergangenen Jahr kein einziger der wegen ihrer Gesinnung Inhaftierten freigelassen worden. Die Zahl der politischen Häftlinge habe vielmehr beträchtlich zugenommen. Aus diesem Grund habe das EP die uneingeschränkte Achtung der Grundfreiheiten, insbesondere der Meinungs- und Versammlungsfreiheit, gefordert.

Der Direktor der Gedenkstätte im ehemaligen zentralen Stasi-Gefängnis erinnerte daran, daß die in Kuba angewandten Methoden bei der Verfolgung Andersdenkender weitgehend denen in der früheren DDR glichen. „Der DDR-Staatssicherheitsdienst arbeitete eng mit dem kubanischen Innenministerium MININT zusammen. Er spielte eine Schlüsselrolle bei der Ausbildung seiner Kader. Die in der DDR entwickelten Methoden, etwa bei der Sicherung der Gefängnisse oder bei der Überwachung der Bevölkerung, wurden systematisch exportiert.“ So habe Kuba allein im September 1981 in der DDR unter anderem 200 Wanzen, 60 Minirekorder, 110 Teleobjektive, zehn Mini-Fotoapparate sowie Umzäunungen für Strafvollzugseinrichtungen bestellt. Knabe erklärte, vor diesem Hintergrund sei ihm unverständlich, wie die PDS davon sprechen könne, daß sie „ein verläßlicher Freund und Partner Kubas“ bleibe, und dabei nicht zwischen Bevölkerung und Regime unterscheide. *EB*

Türkei-Beitritt – FPÖ zwingt Wien zum Widerstand

Das von der FPÖ initiierte Volksbegehren nach einer gesetzlichen Verankerung von Volksabstimmungen über drei Anliegen, darunter vor allem der EU-Beitritt der Türkei, wurde von 258 000 Personen (4,28 Prozent der Wahlberechtigten) unterzeichnet. Laut FPÖ-Chef Strache ein großer Erfolg, weil die Aktion von den Medien nicht unterstützt und von allen anderen Parteien angefeindet wurde.

Laut Umfrage eines Meinungsforschungsinstituts bekennen sich 22 Prozent der Unterzeichner zur FPÖ und 33 Prozent zur SPÖ. Da das Volksbegehren mehr als die erforderlichen 100 000 Unterschriften erhielt, muß es im Parlament behandelt werden. *RGK*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Von der Realität eingeholt

Müntefering schockt mit dramatischen Rentenprognosen – und flapsigen Sprüchen

Von REBECCA BELLANO

Nicht zu Unrecht reagierten die Deutschen empört über Franz Münteferings flapsigen Hinweis, daß man seine Rente ja durch Balalaika- oder Lotto-Spielen aufbessern könnte. Wie schon sein umstrittener Amtsvorgänger Norbert Blüm (siehe Leitartikel) kann Müntefering als mit üppigen Pensionsansprüchen begüterter Minister aus einer sehr ruhigen Position heraus argumentieren.

Während derzeit eine Hiobsbotschaft in Sachen Rente die nächste übertrumpft, sollte jedoch nicht außer Acht gelassen werden, daß die Deutschen schließlich von einem sehr hohen Niveau fallen. Der heutigen Rentnergeneration soll es nach aktuellen Zahlen des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln besser gehen als je zuvor. So waren 2002 nur 1,3 Prozent der über 65jährigen auf Sozialhilfe angewiesen – selbst 1980 waren es 1,8 Prozent. (Bei den unter 18jährigen waren es hingegen 6,6 Prozent.) Denn auch wenn gut eine Million alleinstehende und gut 900 000 verheiratete Renterinnen in den alten Bundesländern zu den sogenannten „Mini-Renterinnen" zählten – also gerade mal 275 Euro eigene Rente vom Staat erhielten – konnten sie durch die Ansprüche ihres Ehemannes beziehungsweise Witwenrente über ein höheres Einkommen verfügen, so daß ein monatliches Nettoeinkommen von 1 000 Euro beziehungsweise 1 900 Euro (Verheiratete) vorhanden war. Somit hatten Rentnerhaushalte netto mehr Geld für den eigenen Verbrauch als junge Arbeitnehmer und Familien, die nebenbei inzwischen auch noch privat für ihre Rente vorsorgen müssen.

Die Klagen der heutigen Rentner über Nullrunden dürfte die arbeitende Bevölkerung eher mit einem Schulterzucken zur Kenntnis nehmen. Wenn es nur Nullrunden wären – die sie ja heute schon häufig genug auch als Arbeitnehmer hinnehmen müssen –, die sie zu befürchten hätten. „Das Sicherungsniveau wird sinken und im Jahr 2019 nur noch 46,3 Prozent des durchschnittlichen Bruttogesamteinkommens betragen (statt heute 52,7 Prozent)." Derartig nüchterne Äußerungen von Staatsseite überraschen allerdings wenig, da „Die Rente ist sicher"-Beteuerungen von Norbert Blüm vom politisch und wirtschaftlich interessierten Bürger längst nicht mehr geglaubt wurden. Die Politik setzt sich jetzt erst offen mit der Realität auseinander.



Foto: pa

Aus heutiger Sicht reinster Hohn: Norbert Blüm 1986 und seine Versicherung »Die Rente ist sicher«

Aber auch, wenn die Lebenserwartung, sprich die Rentenbezugszeit, immer länger wird, zugleich aber immer weniger Menschen aufgrund der negativen demographischen Entwicklung und hoher Arbeitslosigkeit in die Sozialkassen einzahlen, schwören Finanzexperten auf das deutsche Umlagesystem in Sachen Rente.

So könne nur sie gewährleisten, daß sich alle für einheitliche Beitragssätze ein Anrecht auf Altersversorgung erwerben könnten. So würden auch jene abgesichert, die es allein nicht könnten, denn bei einer privaten Versicherung müßten Ältere, Kranke oder Risikogruppen höhere Beiträge zahlen. Andernfalls würden sie gar nicht erst aufgenommen.

Außerdem herrschten auf dem Kapitalmarkt höhere Risiken. In Deutschland habe jeder Versicherte über das Umlageverfahren ein Konto, auf dem seine ganz persönlichen Rentenansprüche gesammelt würden. Er habe damit ein Eigentumsrecht, das durch das Grundgesetz vor politischer Manipulation geschützt sei. In den USA gelte das deutsche Modell der individuellen Konten sogar als Reformvorbild.

Als weiterer Vorteil wird stets betont, daß die Verwaltungskosten bei privaten Rentenversicherern bei bis zu vier Prozent der eingezahlten Beträge lägen, während die Rechnungshöfe belegen, daß die staatlichen Rentenkassen nur Verwaltungskosten in Höhe von 1,6 Prozent veranschlagen und im Gegensatz zu ihrem privaten Pendant keine Provisionen einbehalten würden.

Trotz jener Lobeshymnen ist das Umlagesystem als einzige Säule für die Alterssicherung nicht mehr haltbar. Einfach abschaffen kann man sie jedoch auch nicht, da die Alten auf die Beiträge der Jungen angewiesen sind, man aber aus Gründen der Generationengerechtigkeit auch nicht die Jungen für die Alten der Gegenwart ohne Gegenleistungen zahlen lassen kann und sie gleichzeitig dazu zwingen, vollständig privat für sich vorzusorgen.

Doch selbst wenn man den Rentnern der Zukunft verspricht, daß aus dem Umlagesystem für sie eines Tages auch noch etwas herrauskommt, dann ist es doch fraglich wieviel. Hohe Arbeitslosigkeit, Rente mit 67, weniger Kinder, hohe Staatsschulden und alles andere als rosige Zukunftsaussichten sind ihr Erbe.

Im Rahmen seiner Negativmeldungen in Sachen Rente hat Franz Müntefering auch beklagt, daß nur rund 5,8 Millionen Deutsche die staatliche Förderung der Riester-Rente nutzen. Angesichts der hohen Abgabenlast an den Staat, steigender Kosten für den Lebensunterhalt bei stagnierenden, wenn nicht sogar sinkenden Löhnen ist dies jedoch nicht weiter verwunderlich. Außerdem wird die Notwendigkeit vielen vom Staat mit falschen Beteuerungen eingelullten Bürgern erst jetzt im Rahmen der radikalen Äußerungen Münteferings bewußt – so hatten sie also doch ein Gutes!

Haager Justiz-Zirkus in Nöten

Slobodan Milosevic ist tot. Aber selbst über das Ableben eines solchen Mannes werden viele Menschen trauern – und niemand wird sie wegen Verharmlosung einkerkern. Chef-Anklägerin Carla del Ponte bedauert „Slobos" Tod: Weil seine Opfer doch so sehr „auf Gerechtigkeit gewartet" hätten, sagte sie. In Wahrheit, weil dem Haager Justiz-Zirkus die Hauptattraktion abhanden kam. Ob man die Asche des Toten in die Nordsee streuen wird, damit keine Pilgerstätte entsteht? Keinesfalls, denn Milosevic starb als bloß „mutmaßlicher" Täter. Immerhin heißt es aus Belgrad, daß er kein Staatsbegräbnis kriegen wird.

In Folge 15/2001 – das war noch vor der Auslieferung – wurde an dieser Stelle erwähnt, daß bei Milosevic ein „letales Herzversagen" auftreten könnte, weil manche westliche Politiker wenig Interesse daran haben dürften, daß er auspackt. Vor zwei Wochen war der bereits abgeurteilte Milan Babic in seiner Zelle erhängt aufgefunden worden – knapp bevor er als Zeuge hätte auftreten sollen. Insgesamt sind der Uno in Den Haag und Scheveningen damit bereits vier überaus teure Häftlinge weggestorben, zwei davon durch Selbstmord, wie es heißt. Daß in Serbien Mordtheorien blühen, kann nicht verwundern, denn Antworten auf die Frage „Cui bono?" – wem nützt es? – sind in solchen Fällen leicht zur Hand und gar nicht leicht von der Hand zu weisen.

Die Welt aber will nicht begreifen, daß jeder, der von fremden oder fremdgesteuerten Gerichten als Kriegsverbrecher verfolgt wird, damit automatisch den Glorienschein eines Opfers der Siegerjustiz erhält. Manchmal vielleicht sogar zu Recht. Dieselbe „Gerechtigkeit" („justice"), die ein George Bush ständig im Mund führt, sorgt indessen dafür, daß aktive Amtsträger nicht einmal „mutmaßliche Kriegsverbrecher" genannt werden dürfen. – Übrigens: Das Haager Tribunal hat derzeit mehr als 1100 Mitarbeiter und ein Zweijahres-Budget (2006/2007) von 232 Millionen Euro. Ein Beschäftigungsprogramm. *RGK*

Die Schulden-Uhr: Schuldenfrei

Auch wenn der Deutsche Mieterbund aufbegehrte, hat der Dresdner Stadtrat den Verkauf der 48 000 stadteigenen Wohnungen an einen US-Investor für 1,75 Milliarden Euro beschlossen. Damit ist Dresden die erste schuldenfreie Großstadt. Abzüglich der Schulden bleibt der Stadt zwar wenig von dem Geld übrig, dafür spart die sächsische Hauptstadt allerdings auch jährlich Zinsen in Höhe von 70 Millionen Euro. Insgesamt gingen Bund, Länder und Kommunen allein durch Zinszahlungen 67,5 Milliarden Euro verloren.

1.490.564.186.367 €

(eine Billion vierhundertneunzig Milliarden fünfhundertvierundsechzig Millionen einhundertsechsundachtzigtausend und dreihundertsiebenundsechzig)

Vorwoche: 1.489.288.564.041 €
Verschuldung pro Kopf: 18.067 €
Vorwoche: 18.052 €

(Stand: Dienstag, 13. März 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Wie nationalistisch ist die Globalisierung?

Während manche Länder Firmenaufkäufe durch das Ausland begrüßen, schieben andere einen Riegel vor

Von R. G. KERSCHHOFER

Eine Finanzgruppe aus Dubai wollte die Häfen von New York und von fünf weiteren Städten der Ostküste (hier im geographischen Sinn) kaufen. Doch die meisten US-Parlamentarier, die bekanntlich „Interessenvertreter" sind, legten sich quer. Präsident Bush meinte, dies sei „ein falsches Signal an die Verbündeten" – und ausnahmsweise muß man ihm recht geben. Denn tatsächlich könnten nicht nur Verbündete, sondern auch der Rest der Welt dahinterkommen, daß die Globalisierung als Einbahnstraße konzipiert ist. Gerade die Ostküste hat dabei mehr als nur Symbolcharakter.

Begründet wird die Ablehnung mit „Sicherheitsrisiken" – und das obwohl Dubai zu den befreundeten und verbündeten Arabern zählt. Nun, die Araber verzichteten freiwillig und sie sollten froh sein darüber. Denn Öl-Scheichs, die für gutes Öl Papier-Dollars bekommen, sind besser beraten, wenn sie diese Papier-Dollars gegen reale Werte in Drittländern eintauschen, genau wie es die Amerikaner selber tun. Abgesehen davon: Wenn korrupte islamische Fundamentalisten wie etwa das saudische Regime in absehbarer Zeit von noch fundamentalistischeren, aber nicht korrupten Bewegungen hinweggefegt sind, werden die Vermögenswerte in den USA ohnehin eingefroren oder konfisziert.

Daß der drittreichste Österreicher, der Red-Bull-Miteigentümer Dietrich Mateschitz, den New Yorker Fußballverein MetroStars kauft, paßt den Globalisierern weit eher ins Konzept. Denn an solch wirtschaftlich und politisch unbedeutenden, aber gut sichtbaren Transaktionen läßt sich trefflich demonstrieren, wie „liberal" man doch sei und daß auch kleine Länder ihre Chancen hätten. Nur stimmt das eben nicht. Wer stark ist, verhindert den Ausverkauf der eigenen Wirtschaft und beteiligt sich dennoch am Ausverkauf in anderen Ländern.

Die USA mögen nicht immer das Geld der Öl-Scheichs

Diesbezüglich Spitze in Europa ist Frankreich, das mit Hilfe staatlicher oder halbstaatlicher Konzerne immer schon die eigenen Interessen durchzusetzen trachtete.

Eben zeigte sich das wieder am Fall des Energie-Konzerns Suez, den der italienische Strom-Konzern ENEL übernehmen wollte. Vergeblich, denn flugs wird die Suez mit der staatlichen „Gaz de France" fusioniert und dem italienischen Zugriff entzogen. Was andere „Protektionismus" nennen, heißt in Frankreich „Wirtschaftspatriotismus".

Der russische Präsident Putin ist seit Jahren bemüht, die Fehler seines Vorgängers auszubügeln und die verbrecherische Ausplünderung des Landes durch die Oligarchen und deren internationale Hintermänner wenigstens teilweise rückgängig zu machen. Er handelt im Interesse Rußlands, und genau darum ziehen internationale Meinungsmacher neuerdings über ihn her. „Besorgnis" um Pressefreiheit und Menschenrechte wird von ihnen nur vorgeschoben, denn in den meisten Ländern sieht es da auch nicht besser aus.

In Mitteleuropa ist Wirtschaftspatriotismus eher unterentwickelt. Man beteiligt sich zwar eifrig am Ausverkauf Osteuropas. Bei näherer Betrachtung deutscher und österreichischer Großunternehmen, insbesondere solcher im Finanzsektor, stellt sich allerdings oft heraus, daß Eigentums- oder wenigstens Kontrollrechte in fremden Händen liegen. Die „Umerziehung" hat eben auch in der Wirtschaftspolitik tiefe Spuren hinterlassen: Man hält sich an die von anderen gemachten Regeln, selbst wenn die anderen sich nicht an die Regeln halten.

Auch die Franzosen wissen sich zu schützen

Was tat die österreichische Regierung, um das Verschleudern der Bank Austria an die HypoVereinsbank zu stoppen? Was tat die deutsche Regierung, um die Übernahme der HVB durch die italienische UniCredit zu verhindern? Und was hätte eine französische Regierung getan? Siehe „Gaz de France". Es ist kein Trost, daß die „UniCredit" mit dem übernommenen Konglomerat jetzt auch einige Probleme hat. So etwa, daß Spitzenkräfte aus der HVB abwandern. Und daß die Reorganisation des Polengeschäfts – nämlich die Fusion der dortigen Niederlassungen von Bank Austria und UniCredit – von der polnischen Regierung blockiert wird. Die EU droht Polen deswegen mit einem Vertragsverletzungsverfahren – der Ausgang wird sicher „aufschlußreich" sein.

Natürlich haben auch andere Osteuropäer längst gemerkt, was gespielt wird. Aber sie sind meist die Schwächeren, und es tröstet sie nicht, daß Mitteleuropäer oft auch bloß Mittelsmänner für die ganz Großen sind. Es kann nicht verwundern, daß der von den Globalisierern so heftig angefeindete Nationalismus gerade durch die Globalisierung angeheizt wird, denn diese selbst ist – weil Einbahnstraße – in höchstem Maße nationalistisch.

Manch mysteriöse Großtransaktion läßt sich übrigens anhand der Teilnehmerlisten von Bilderberger-Treffen (Zusammenkunft von Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Politik, benannt nach dem Hotel, in dem das Treffen 1954 erstmals stattfand) erklären – im nachhinein.

Keine Fragen mehr

»Tal der Wölfe« – Wie ein Film den Dialog erstickt: Szenen einer bizarren Pressekonferenz



„Du hast ihn getötet. Es war schön … dich kennengelernt zu haben“: 400 000 Türken strömten allein in Deutschland für „Tal der Wölfe“ in die Kinos

Foto: Visum

Von HARALD FOURIER

Warum ist der Koffer mit der Aufschrift Tel Aviv zu sehen?“ fragt ein aufgebrachter Journalist die beiden „Tal-der-Wölfe“-Produzenten. Es geht um die Szene, in der ein Arzt irakischen Kriegsgefangenen Organe herausschneidet, die er in den Westen verkauft. Bahadir Özdener, extra vom Bosporus nach Berlin eingeflogen, versucht auszuweichen: „Wenn man es so detailliert analysiert, dann müßte man auch diskutieren, warum der Schauspieler mal einen schwarzen, mal einen anderen Anzug trägt.“

Es ist möglich miteinander zu sprechen, ohne sich etwas zu sagen. Bahadir Özdener und Raci Sasmaz, die beiden türkischen Filmemacher auf der einen Seite, und die westliche Journalistenschar am Potsdamer Platz auf der anderen Seite, können ein Lied davon singen. Die beiden Produzenten von „Tal der Wölfe“ sind gekommen, um ihr Imageproblem aus der Welt zu schaffen.

Deswegen stellen sie sich in Berlin der (westlichen) Öffentlichkeit. Es würde ein ungewöhnlicher Termin werden. Soviel stand schon vorher fest. Über einhundert Journalisten sind anwesend, darunter etliche ausländische Fernsehteams.

Szenenwechsel: Im Neuköllner Kino „Karli“ läuft „Tal der Wölfe“ immer noch, obwohl die Zuschauerzahlen schon deutlich zurückgegangen sind. In kürzester Zeit haben 400 000 Kinogänger allein in Deutschland den Film besucht. Jetzt finden sich in der Nachmittagsvorstellung nur noch eine Handvoll Personen ein. Mehr als die Hälfte davon Zuwanderer. Am Markt hat der Streifen seinen Zenit überschritten, doch im journalistischen und intellektuellen Milieu sitzt der Schock tief und ist noch lange nicht überwunden.

Die Pressekonferenz gibt ein Bild von der Verwirrung, welche die begeisterten Reaktionen der Türken in Deutschland auf „Tal der Wölfe“ ausgelöst hat: Besonders peinlich wirkt Andreas Schneider, Fernsehmoderator vom öffentlich-rechtlichen Rundfunk Berlin Brandenburg (RBB). Natürlich hat er sich nicht lange geziert, als er gebeten wurde, diese Pressekonferenz zu leiten. Wer läßt sich schon gerne ein solches Podium entgehen, bei dem sogar der US-Sender Fox-News, der sonst nicht viel aus Europa zu berichten hat, zuschaut? So ein Publikum bekommt einer wie Schneider nicht so schnell wieder.

Jetzt hält er es aber zunächst einmal angemessen, sich zu distanzieren: „Ich habe mich bereit erklärt, das zu tun, weil es eine Pressekonferenz ist.“ Eine Werbe-Veranstaltung für „Tal der Wölfe“ würde er natürlich nie unterstützen.

Nun ist das im Filmgeschäft so, daß sich eine Pressekonferenz zum Film von einer Werbe-Veranstaltung kaum unterscheiden läßt. Um so kritischer geht Schneider deswegen mit den beiden Gästen um: Stellt immer wieder Nachfragen, gibt sich supersensibel.

Und Fragen hagelt es viele, aber kaum ernstgemeinte. Die meisten entpuppen sich als in Frageform gekleidete Aussagen und Vorwürfe. Eine empörte Dame vom Deutschlandfunk kriegt beinahe das Heulen. Im Film wird ein Rabbi gezeigt. „Was hat das mit der Realität zu tun?“ fragt sie. Juden im Irak – das sei unvorstellbar. Die Kino-Kritikerin hat noch nie etwas von Mossad-Agenten in Kurdistan oder der jüdischen Minderheit im Irak gehört. Als Antwort leiern Filmemachern den Satz herunter, sie hätten keine Vorurteile bedienen wollen.

Ein Reporter mit starkem französischem Akzent versteckt seine Attacke gar nicht erst in einer Frage, sondern wirft den Machern frontal vor, „niedrigsten nationalistischen und rassistischen Vorurteilen Vorschub geleistet“ zu haben. „Ich war in Neukölln in einem Kino und habe das erlebt“, schäumt er. Gelassen wiegeln Bahadir Özdener und Raci Sasmaz alle Vorwürfe ab. „Sie müssen uns glauben: Wir sind keine Antisemiten.“ Das fromme Bekenntnis, das ihnen niemand glauben will, wiederholen sie immer und immer wieder.

Sprachlos hören die Journalisten zu. Und beharren anschließend unbeeindruckt darauf, daß der Film antisemitisch sei. Die beiden Türken leugnen das erneut. Man redet aneinander vorbei. Am Ende ziehen die Journalisten einfach ab. Unzufrieden.

In der Nachmittagsvorstellung von „Tal der Wölfe“ ist die Stimmung besser als bei der Pressekonferenz. Dem bösen Ami alias „Sam Marshall“ (Sam wie „Uncle Sam“) geht es an den Kragen.

Marshall ist gekommen, um den Irak zu christianisieren. Er ist ein christlicher Fundamentalist und betet vor einem Gemälde mit Jesus und den Zwölf Aposteln, wenn er nicht gerade durch ein Blutbad watet oder über Kinderleichen geht. Die Feindbilder in „Tal der Wölfe“ sind klar und unmißverständlich.

In dieser Schlußszene wird Leyla von einem Schuß aus der Waffe des Amerikaners getroffen, bevor der türkische James-Bond-Verschnitt Polat Alemdar ihn tötet. In Alemdars Armen verstirbt die heldenhafte Türkin. Zum Abschied sagt sie „Du hast ihn getötet. Es war schön ... dich kennengelernt zu haben.“ Ein einziger Zuschauer klatscht. Ganz kurz. Dann geht das Licht an.

Pendel-Schläge

Von HARALD FOURIER

Manchmal wird der Gegner als großer, uniformer Block wahrgenommen, gegen den kein Kraut gewachsen scheint. Das Abendland starrt in letzter Zeit gebannt auf die islamische Welt wie auf eine einförmige Masse, in der alle gleich und einig zu sein scheinen. Dann geschieht das Unerwartete: Es explodiert eine Moschee und über Nacht schlagen sich Schiiten und Sunniten die Köpfe ein. Die Auseinandersetzung zwischen Christen und Moslems rückt überraschend für einen Moment in den Hintergrund. Der Block zeigt tiefe Spalten.

So ähnlich ist es auch bei den Linken. Es war ein verzweifelter Versuch Oskar Lafontaines, die Einheitsfront noch zu retten – viel zu spät: Im „Spiegel“ dieser Woche beschwört der Fraktionschef der Linkspartei noch einmal unverdrossen die alten Parolen. „Die Analysen von Karl Marx finden heute ihre Bestätigung. Die Wörter der Linken kehren wieder. Das Pendel schlägt zurück“, so Lafontaine. 16 Jahre nach Ende der DDR ist der frühere SPD-Boß rhetorisch da angekommen, wo Egon Krenz und Hans Modrow 1990 notgedrungen aufhören mußten. Das „Pendel“ des linken Radikalismus ist indes ausgerechnet Lafontaine und den Seinen scheppernd gegen den Kopf geknallt: die Fusion zwischen der Linkspartei/PDS und der WASG ist vorerst gescheitert. Warum? Der WASG-Landesverband Berlin hat mit knapper Mehrheit beschlossen, mit einer eigenen Liste bei der Wahl im September anzutreten, weil ihm die PDS noch zu „liberal“ ist.

Die Strategen der PDS wie ihr sogenannter Fusionsbeauftragter Bodo Ramelow schäumen. Sie haben Grund zum Gram, denn die Berliner Entscheidung gefährdet die Partei auch auf Bundesebene: Die Fraktionsgemeinschaft der beiden Parteien im Bundestag könnte für rechtswidrig erklärt werden, weil laut Gesetz Parteien in Fraktionsgemeinschaft nirgends gegeneinander antreten dürfen, wie nun Linkspartei/PDS und WASG in Berlin. Und: Fraktion weg, Geld weg – die üppigen Zulagen nämlich.

Genau deswegen versucht es Oskar Lafontaine mit immer radikaleren Sprüchen. Doch die PDS-Gegner in der WASG sind waschechte Hardliner. Sie werfen der Linkspartei ihre Koalition mit der SPD in Berlin vor. Was für die SED-Erben eine Mischung aus Realpolitik und Resozialisierungsmaßnahme ist, erscheint den „Trotzkisten“ in der WASG wie „lupenreiner Neoliberalismus“.

Lafontaines Denkfehler besteht darin, daß er glaubt, diese Fundamentalisten mit Argumenten zurückgewinnen zu können. Diese Leute aber leben in ihrer eigenen Realität. So bleibt Lafontaine und Gysi nichts übrig, als zuzuschauen, wie ihre „neue“ Linkspartei zu Staub zerfällt. Wer hätte das gedacht, als die SED-Nachfolger 2005 erneut wie Phoenix aus der Asche stiegen?

»Jetzt holen sie schon die Kinder«

In der »Lubjanka« von Berlin: Zeitzeugen berichten von ihrem Martyrium in den Folterkellern der GPU ab 1945

Von PATRICK O'BRIAN

Nach der „Befreiung“ 1945 kerkerten die Sowjets rund 200 000 Deutsche ein. 35 000 von ihnen wurden von der Siegerjustiz – meistens in Form eines sowjetischen Militärtribunals – zu Strafen verurteilt, die entweder langjährige Inhaftierungen oder gleich Erschießungen zur Folge hatten.

„Ich war doch nur ein kleines Mädchen – von 16 Jahren“, klagt Jutta Petenati. 1945 wurde sie von den Sowjets für zwei Wochen in ein Loch gesteckt. „Da gab es Läuse, aber nichts zu essen“, schildert sie ihre Erlebnisse nach Kriegsende anläßlich der Vorstellung einer Broschüre über das lange verdrängte Martyrium junger Deutscher in den russischen Folterkellern von Berlin. Die Historiker Peter Erler und Ekkehard Schultz haben ein Büchlein über das Thema erarbeitet, über das in Deutschland ein „Wissen-, Forschungs- und Publikationsdefizit“ herrsche, wie sie herausgefunden haben. Zeitzeugen stellten den Band vergangene Woche im Berliner Magnus-Haus vor, gleich gegenüber dem weltberühmten Pergamon-Museum. Das Haus diente den Sowjets seit 1945 als provisorischen „Lubjanka“ in der deutschen Hauptstadt.

Inhaftiert wurde Jutta Petenati wegen des Verdachts, ein „Werwolf“ zu sein. Sie war beim Jungmädelbund und wurde immer und immer wieder gefragt, ob sie nicht HJ-Mitglieder im angeblichen Untergrund kenne. Tat sie nicht. Also wurde sie weiter verhört.

„Am Ende habe ich unterschrieben, daß ich nicht weitererzähle, daß es Sowjets waren, die mich so lange festgehalten haben“, sagt sie. Was die damals 16jährige nicht weiß: die (ihr unverständliche) russische Erklärung, die sie unterschreibt, ist eine Verpflichtungserklärung, für den russischen Geheimdienst zu spitzeln. Als der Druck der Geheimdienstler auf sie immer stärker wird, zieht sie schließlich in den Westsektor – zu ihrem Verlobten in Steglitz.

Während Petenati ihre zweieinhalb Wochen in russischer Haft noch relativ gut überstanden hat – sie wurde „nur“ psychisch gequält – erging es Horst Jänichen sehr viel schlechter. Der ehemalige HJler wurde im April 1946 zu Hause abgeholt – kurz bevor er „hamstern“ fahren wollte. „Meine Mutter hat mir trotz der frühlingshaften Wärme gesagt, ich solle warme Klamotten anziehen“, erinnert er sich. Das war seine Rettung: „Ich war der einzige [Häftling] im nächsten Winter, der einen Mantel dabei hatte.“

Es verging kein Tag ohne Schläge, berichtet Jänichen. Er durchlief mehrere Haftanstalten der Sowjets. Auch er unterschrieb eine Erklärung, deren Inhalt ihm wegen der russischen Sprache verschlossen blieb. „Wir waren durch Entbehrungen in der Kriegszeit geprägt. Sonst hätten wir das wohl kaum durchgestanden“, glaubt Jänichen.

Als letzter schildert Werner Rösler seine Erfahrungen mit den russischen Folterkellern. 1947 arbeitete er beim Berliner Rundfunk, als ein paar Russen ihn abholten. Er solle nur einige Fragen beantworten, wurde ihm signalisiert. Doch dann kam er in einen der gefürchteten Keller der GPU, des russischen Geheimdienstes, wo er tagelang verhört wurde. Sein Schlüsselerlebnis: „Ich kam zu einem ehemaligen General, der bei der SS-Division Charlemagne war. Er saß in seiner Zelle und schrieb auf einer Schreibmaschine alles Mögliche auf. Er wurde gut behandelt.“

Wer auf diese Art und Weise kooperierte, kam Mißhandlungen davon. Die Russen wollten irgend etwas wissen, was war im Grunde egal. „Auf mich sind sie gekommen, weil mein Name im Notizbuch eines Mädchens stand, dem ich Karten für Konzerte besorgt habe.“ Als das Mädchen wegen angeblichen Widerstands gegen die Besatzungsmacht verhaftet wurde, kassierten die Russen alle, die in ihrem Notizbuch standen.

Rösler, damals Mitglied der noch nicht völlig gleichgeschalteten ostzonalen Liberaldemokraten, wurde daraufhin jahrelang inhaftiert. In Sachsenhausen lernte er Heinrich George kennen, den Vater des Schauspielers Götz George. Georges trockener Kommentar, als er Rösler erstmals in Sachsenhausen sah: „Jetzt holen sie schon die Kinder.“

„Am Geburtstag seines Sohnes spendierte George, der in der Küche eingesetzt war, mehrere Graupen extra in der Suppe“, bemerkt Rösler. Und: „Ich wollte das seinem Sohn immer einmal sagen.“ George ist bald darauf zugrunde gegangen.

„Bei der Durchsetzung ihrer Ziele griff die Siegermacht auf spezifische stalinistische Repressiv- und Terrormethoden zurück, die in der damaligen UdSSR zur alltäglichen Herrschaftspraxis gehörten“, heißt es in „Orte des Terrors – GPU-Keller in Berlin“.

Die Broschüre listet auf 42 von insgesamt 78 Seiten Kerkergebäude – insbesondere auch in West-Berlin vor der Ankunft der West-Alliierten im September 1945 – auf. Sie ist damit der erste Schritt, diese „Kammern des Schreckens“ wissenschaftlich aufzuarbeiten – eine späte Genugtuung, auf die die Betroffenen auch nach der Wiedervereinigung noch 16 Jahre warten mußten.

Peter Erler, Ekkehard Schultz: „Orte des Terrors – GPU-Keller in Berlin“, Berlin 2006, 78 Seiten, 1 Euro; zu bestellen beim „Bund der Stalinistisch Verfolgten“, Ruschestraße 103, Haus 1, 10365 Berlin, Tel. (030) 55 49 63 34

Angekündigt war uns das »Fernsehereignis des Jahres«, ja »des Jahrzehnts« – in unserem Zeitalter der täglichen Superlative war man also hinreichend vorgewarnt. Was dann über die Mattscheibe kam an zwei quälend langen, über weite Passagen auch quälend langweiligen Fernsehabenden, war allenfalls »die Enttäuschung des Jahres«. Die kitschige ZDF-Verfilmung des Dramas von Dresden war überflüssig, Zeit- und Geldvergeudung. Und sie war ärgerlich, weil hier eine gute Chance kläglich vertan wurde – die Chance, ein wichtiges Kapitel unserer Geschichte jüngeren Generationen endlich einmal wahrheitsgemäß und ohne ideologische Verzerrung näherzubringen. Dafür aber war der Film selber zu schlecht, zu oberflächlich, zu langatmig und zu unglaubwürdig. Man könnte darüber (Shakespeare möge den Vergleich verzeihen) mit einem »Viel Lärm um nichts« hinweggehen – wenn da nicht die klar formulierte Absicht der Filmemacher gewesen wäre, dem Fernsehvolk wieder einmal ein ideologisch korrektes Antifa-Machwerk unterzujubeln. Daß »Dresden« mangels cineastischer Qualität nicht einmal dies schaffte, ist fast schon das einzig Tröstliche. Ein weiterer kleiner »Lichtblick«: Viele jüngere Zuschauer bestätigen, daß sie sich zumindest bei den Feuersturm-Szenen im zweiten Teil durchaus mit einem schrecklichen, durch nichts zu rechtfertigenden Verbrechen konfrontiert fühlten – was so von den Verantwortlichen erklärtermaßen nicht beabsichtigt war.



Foto: FPA

Stundenlanges Warten auf die Dreharbeiten: Nach den Einschaltquoten – 12,68 Millionen Fernsehzuschauer (32,6 Prozent) sahen den Zweiteiler „Dresden"– hat sich die Mühe gelohnt.

Der Rest ist Wüste

Eine medienkritische Nachbetrachtung zu »Dresden«

Von ULRICH SCHACHT

Der zweiteilige Fernsehfilm „Dresden" ist Geschichte. Fernsehgeschichte. Das ist die gute Nachricht. Denn nichts ist scheinbar schneller verrauscht als der allabendliche Medien-Monsun, der zwischen „warmer Brause" und „Gülle total" über Millionen Augen und Ohren in Millionen Hirne und Herzen schwappt. Eine schlechte Nachricht in diesem Zusammenhang gibt es allerdings auch: Die genannten medialen Verflüssigungsformen haben von ihrem Charakter her den erwünschten Effekt, die angezielten Hirne restlos zu verkleben.

Der Zweiteiler „Dresden" hat ein Millionen-Publikum erreicht. Die Macher des Streifens sprechen von einem Erfolg. Das dürfen sie auch: An keiner Börse der Welt geht es um Wahrheit, es geht immer nur um Rendite, Profit, Gewinn. Die analoge Skrupellosigkeit der Fernsehbranche heißt: Quote. In einer seiner berühmten Vorlesungen über das Fernsehen am Collège de France sprach der französische Soziologe Pierre Bourdieu von der „banalisierenden Kraft" des Mediums, dem es zuerst und zuletzt um „homogenisierte", „konforme" und „unpolitische" Individuen gehe.

Es wäre deshalb „der Mühe wert, einmal über den Moralismus der Fernsehleute nachzudenken: Oft genug Zyniker, sind sie in ihren Äußerungen zu moralischen Fragen doch unwahrscheinlich konformistisch."

Analysen dieser Art beschreiben mehr als nur den quantitativen Effekt des Fernsehens, sie präparieren Strukturen und Bedingungen heraus, die auch auf den ideologischen Mehrwert der jeweiligen Operation zielen. Eine andere Begriffsbildung dafür lautet „soziale Kontrolle".

Der angezielte ideologische Mehrwert des Mehrteilers „Dresden" muß nicht mühselig gesucht oder, als Motiv, irgend jemandem unterstellt werden. Denn nicht nur die hanebüchene Love-Story raste von Beginn an in diese Richtung, nicht nur die allzu offenkundigen Milieufälschungen und Tatsachenverdrehungen taten ein übriges dazu.

Es waren die Macher selbst, die in Zeitungsinterviews und in der Vorberichterstattung mit unirritierbarer Selbstsicherheit, wie man sie bislang nur aus den Selbstzeugnissen professioneller Ideologie-Autisten der ersten und zweiten deutschen Diktatur kannte, alle diesbezüglichen Absichten zu Protokoll gaben.

Ein Typus, der Deutschland gerade flächendeckend erobert: in Medien, Politik und Wirtschaft. Jung genug, um nicht alt auszusehen. Kalt genug, um nicht sentimental zu sein. Intelligent genug, um nicht doof dazustehen: glattgesichtig, korrektsprachig, teflonpolitisch. Das heißt auch: Der Blockwart ist wieder da. Vielleicht war er ja nie ganz weg. Auf jeden Fall spricht er heute so: „Wir haben übrigens genau aufgepaßt, wo wir in Dresden drehen, wer da wohnt und daß sich nicht irgendwelche Neonazis unter die Statisten mischen, wie es beim ‚Untergang' leider passiert ist."

> Antifa-Sprache der DDR ist nicht verschwunden

Was an dieser feuilletonistischen Denunziation, phänomenologisch gesehen, am eindrucksvollsten gelungen ist, ist das heuchlerische „Leider": Der Denunziant bedauert den Denunzierten und empfiehlt sich im selben Atemzug als der Zuverlässigere. Der Mann, der so spricht, auch über Kollegen, heißt Roland Suso Richter und ist der Regisseur des TV-Streifens, dem der Kritiker der „Neuen Zürcher Zeitung" mit ebenso unterkühlter wie tödlicher Präzision attestierte: Sein Film sei „ein Machwerk ohne sittlichen Ernst".

Der Mann hinter Richter heißt Nico Hofmann. Der 46jährige ist der Produzent des bei der seriösen Kritik fast komplett verrissenen „Produkts". Auch Hofmann denunziert, wie sein ehemaliger WG-Kompagnon Richter, offenbar gerne und ungeniert. Sein Blockwart-Gerede trifft zur Abwechslung einen Historiker: „Es gibt ja bereits seit Jahren eine polarisierte Debatte über ‚Dresden', etwa in der Literatur durch Jörg Friedrichs Buch ‚Der Brand'. Das zeigte mir an, was ich nicht wollte: einen Film über die Opfer von Dresden, der in nationalistisches Pathos abrutscht. Das wäre mit dem ZDF auch gar nicht gegangen." Mit (Staats-)Sicherheit nicht.

> Der heuchlerische Blockwart der Gegenwart ist da

Die „Süddeutsche" hat Hofmann im Rahmen der Berichterstattung über „Dresden" in der Rubrik „Profil" noch umfassender kenntlich werden lassen: „Der erste Spielfilm über die Zerstörung Dresdens im Februar 1945 markiert für Hofmann einen beruflichen Höhepunkt. Er sagt jedenfalls, daß ‚Dresden' sein wichtigster Film geworden sei, was allein des mächtigsten Themas wegen einleuchtet. Außerdem rundet ‚Dresden' einen zeitgeschichtlichen Zyklus ab, den Hofmann als Geschäftsführer der in Berlin ansässigen Produktionsfirma ‚Teamworx' mit seinen Partnern entworfen hat: Beim Privatkanal Sat 1 durchlebte man vor Weihnachten das Wunder der Berliner Luftbrücke 1948/49 und bei RTL vor zwei Wochen den Schicksalstag der Hamburger Sturmflut 1962. ‚Dresden', 1945 der Punkt ‚Null', wie Hofmann sagt, wurde natürlich als öffentlich-rechtlicher Kulturauftrag fabriziert."

Natürlich. Denn bei diesem Thema blinkten absolut alle Warnlampen der bundesdeutschen „political correctness" auf. In der „Süddeutschen Zeitung" lesen wir dazu: „Hans Jahnke, der als ZDF-Fernsehspielchef Verantwortung trägt und daher die programmliche Deutungshoheit besitzt, sagt: Dresden soll die ‚nazideutsche Ursprungsschuld am Zweiten Weltkrieg, am Tod von 50 Millionen Menschen' nicht dadurch relativieren, daß der britische Angriff als das gekennzeichnet sei, was er war: ‚eine fürchterliche Verheerung'. Für das ZDF ist Dresden Prestige und gesellschaftspolitischer Auftrag."

Indem dem Fernsehspielchef das Wort „Verbrechen" nicht über die Lippen kommt, aber durchaus die Formel vom „gesellschaftspolitischen Auftrag", werden wir daran erinnert, daß die DDR zwar verschwunden ist, nicht aber ihre ebenso verlogene wie manipulative Antifa-Sprache.

Darüber hinaus kann man aus solchen Informationen auch noch ablesen, daß es im Prinzip keinerlei Differenz mehr zwischen den Filmprodukten des öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehens gibt, allenfalls eine gewisse Arbeitsteilung auf mittlerweile bewährt unterstem Niveau: das Prinzip Telenovela als Edelformat.

Das wußten wir zwar schon; aber schön, wenn einer der damit so erfolgreich Beschäftigten es auch öffentlich verlautbart: In der DDR hieß das einmal „Meine Hand für mein Produkt." Wieder ein Stück Wiedervereinigung gelungen.

Ach ja, Altkanzler Kohl hat laut „Welt" das Richter/Hofmann-Produkt „Dresden" „zu einem der besten Filme der Nachkriegszeit erklärt". Wenn das nicht tröstet.

Kohls Kunstverstand ist mittlerweile sogar weltbekannt. Wer vor der von ihm inspirierten Innenausstattung der Neuen Wache „Unter den Linden" in Berlin, die einmal ein Tessenow gestaltet hat, noch nicht das Weinen wiedererlernt hat, möge zum neuen Kanzleramt weiterziehen und eine Palme pflanzen: Es paßt in jede Oase zwischen dem Sinai und Abu Dhabi. Auch das hat er zu verantworten. Der Rest ist Wüste.

Riesiges Ärgernis

Dresden-Verfilmung ist hanebüchen und politisch korrekt

Von H.-J. VON LEESEN

Mit einem finanziellen und einem werblichen Aufwand, die beide in der deutschen Fernsehgeschichte ihresgleichen suchen, hat das ZDF, aus Steuergeldern kräftig von mehreren Bundesländern unterstützt, die Angriffe der Briten und US-Amerikaner auf Dresden im Februar 1945 zu einem Spektakel im Hollywood-Stil verfilmt.

Der Fernseh-Professor Guido Knopp, im ZDF zuständig für den Sendebereich Zeitgeschichte, steuerte zwei „Dokumentarfilme" bei, die in den Tagen vor und nach dem Spielfilm den Zuschauern noch einmal mit dem Holzhammer einbläuen sollten, daß die Deutschen an allem Schuld seien: Schließlich hätten sie schon in Warschau und Rotterdam Bomben auf Städte geworfen, wobei verschwiegen wird, daß es sich dabei um verteidigte Städte in der Frontlinie handelte, die vorher mehrfach vergeblich zur Übergabe aufgefordert worden waren. In diesen Fällen war der Einsatz von Bombenflugzeugen völkerrechtlich durchaus erlaubt, nicht aber im Falle des strategischen Luftkrieges der Alliierten gegen deutsche Städte weitab von der Front und ausdrücklich gegen die Zivilbevölkerung gerichtet.

> Superkitsch à la Rosamunde Pilcher

So hat die Dresden-Verfilmung in aller erster Linie einen politischen Zweck. Nachdem in den letzten Jahren das Thema „Luftkrieg" mit seinen über 600 000 deutschen Opfern in der Öffentlichkeit angekommen ist und nicht weiter verharmlost und verniedlicht werden kann, gilt es, auch mit Hilfe des ZDF-Spektakels die politisch korrekte Deutung des tatsächlichen Kriegsverbrechens der Sieger zu liefern. Das geschieht, indem man die Deutschen zu Hauptschuldigen machte, und das nicht zuletzt durch die Presseunterlagen, die allen deutschen Medien zugegangen sind, um den von tieferem Verständnis der Zeitgeschichte ungetrübten jungen Redakteuren die erwünschte Deutung an die Hand zu geben.

Hanebüchen ist die Spielhandlung, die den größten Teil des Films einnimmt. Eine junge Krankenschwester, dargestellt von einer Schauspielerin, wie die Zuschauer der sonst an diesem Sendeplatz ausgestrahlten Rosamunde-Pilcher-Kitschprodukte sie lieben, (Kulleraugen, Stupsnäschen, aufgeworfener Mund) trifft im Keller des von ihrem natürlich korrupten Vater geleiteten Lazaretts einen verwundeten britischen Bomberpiloten. Er wurde über Magdeburg abgeschossen und hat sich trotz Verwundung nach Dresden durchgeschlagen (Entfernung 227 Kilometer). Ohne daß sie ein Wort gewechselt hätten, fällt unser Schnuckelchen sogleich in Liebe, obgleich sie sich gerade mit einem trotteilg gezeichneten Oberarzt verloben will. Die offenbar unvermeidliche Bettszene spielt sich dann in einem Lazarettsaal ab, in dem in langen Reihen deutsche Verwundete von der Ostfront liegen. In einem dieser Betten kopulieren der abgeschossene Bomberpilot trotz Verwundung und die ihm verfallene Krankenschwester. Zwischendurch droht sie von einer Streife der Feldgendarmerie erschossen zu werden, die auf der Suche nach Deserteuren eine Frau festgenommen hat, die einen Deserteur versteckt hat und nun kurzer Hand liquidiert wird, offenbar nachdem diese „Nazi-Schergen" – so der Jargon des Presse-Begleitmaterials – zahlreiche Leute wegen aller möglichen Delikte an Bäumen aufgeknüpft haben. Während dessen ziehen Flüchtlingstrecks aus Schlesien in langer Reihe unter riesigen flatternden Hakenkreuzfahnen in Dresden ein und durchstreifen Gestapo-Beamte in langen Ledermänteln das Krankenhaus. Auch ein Jude ist mit im Spiel, der gerade deportiert werden soll, weil, so die Erläuterung der Filmemacher, Auschwitz überall präsent sein soll (selbst wenn es mit den Luftangriffen der Briten nicht das geringste zu tun hat). Auf der geplanten Verlobungsfeier taucht dann – man glaubt es nicht – der bis vor kurzem noch verwundet gewesene Engländer auf, nunmehr angetan in deutscher Leutnantsuniform mit Eisernem Kreuz. Gemeinsam beschließt das glückliche Paar, ins Elbsandsteingebirge zu fliehen. Das wird aber verhindert, weil die Luftangriffe der Briten und Amerikaner einsetzen.

Wer spätestens hier beschlossen hatte, sich den Superkitsch nicht länger anzutun, versäumte die mit allem pyrotechnischen Aufwand gedrehten Feuersbrünste, die die Luftangriffe auslösen, versäumte die bedrückenden Szenen in den Luftschutzkellern und das realistisch dargestellte Leiden und Sterben von zigtausend Frauen, Kindern und Männern. Aber das wußten alle, die es wissen wollen, schon längst.

Die Produktionsfirma hatte drei namhafte Wissenschaftler engagiert, wohl um den Anschein der Seriosität hervorzurufen. Wenn man die zahllosen Geschichtsklitterungen im Film bedenkt, dann stellt sich die Frage nach dem Selbstverständnis dieser Wissenschaftler. Da werden in den Begleittexten die deutschen Angriffe auf das britische Rüstungszentrum Coventry in Beziehung gesetzt zur Vernichtung der Dresdner Innenstadt: Hier die Angriffe auf 15 englische Flugmotorenwerke überall in der Stadt mit acht Prozent zerstörter bebauter Fläche und 500 Toten, dort die 15 Quadratkilometer zerstörte Innenstadt mit mindestens 35 000 Toten. Rüstungswerke, Kasernenanlagen und der Flugplatz waren nicht Ziel der Angriffe. Da behauptete einer der Professoren, die NS-Propaganda hätte gefälschte überhöhte Verlustzahlen in die Welt gesetzt, während tatsächlich von deutscher Seite keine einzige konkrete Zahl in der Öffentlichkeit genannt worden ist. Ein anderer Professor äußert sich, die Zivilbevölkerung gezielt anzugreifen „sei bis heute strittig", während das internationale Völkerrecht wenigstens im Zweiten Weltkrieg klipp und klar festlegte, daß Kriege allein zwischen Kombattanten (Soldaten) geführt werden dürfen, während die Zivilbevölkerung zu schonen ist.

> Wissenschaftler sollten Schein von Seriosität wahren

Der ZDF-Film über die Vernichtung Dresdens ist eines der größten Ärgernisse in der Geschichte des bundesdeutschen Fernsehens gewesen.

Verdächtige Parallelen

Vorwurf der Meinungsmanipulation gegen die USA und Israel

Von Dietrich Zeitel

Mitte letzter Woche sprach sich nun auch die FDP-Bundestagsfraktion dafür aus, einen Parlamentsausschuß zur Untersuchung der BND-Verstrickung in den Irakkrieg einzusetzen. Damit wäre das notwendige Quorum von 25 Prozent, das für die Einsetzung eines derartigen Ausschusses notwendig ist, erreicht. Bis zuletzt hatte es Streit zwischen den Bündnisgrünen und der FDP über die Zielvorgabe eines derartigen Ausschusses gegeben. Während die Grünen (verständlicherweise) vor allem klären lassen wollen, ob und inwieweit BND-Agenten in Bagdad entgegen der Weisung der Bundesregierung kriegswichtige Informationen an die USA weitergegeben haben, will die FDP die Frage nach der politischen Verantwortung der damaligen rot-grünen Regierung in den Mittelpunkt gestellt wissen.

Massiv gegen einen derartigen Untersuchungsausschuß haben sich die Union und die SPD ausgesprochen. Olaf Scholz, der Parlamentarische Geschäftsführer der SPD, unterstrich, daß dort nicht mehr Aufklärung geleistet werden könnte als im Parlamentarischen Kontrollgremium (PKG), zu dem freilich nicht mehr als neun Abgeordnete gehören. „Ein Untersuchungsausschuß wäre absurd, denn wir haben wirklich alles ermittelt“, schimpfte Scholz gegenüber dem „Focus“.

Im Geheimbericht an das PKG, von dem nur zirka ein Drittel für die Öffentlichkeit freigegeben wurde, geht die Regierung auf die Aktivitäten der beiden BND-Agenten ein, die während des Irakkriegs in Bagdad blieben. Seit dem 15. Februar 2003 (der Krieg begann am 20. März 2003) sei ein „Sondereinsatzteam“ des BND im Irak gewesen, das vor allem den Zustand der irakischen Armee und des Regimes sowie die zivile Lage auskundschaften sollte. Die Informationen dieser beiden Mitarbeiter seien ausschließlich in die BND-Zentrale nach Pullach gegangen. Eine „direkte Verbindung“ zu US-Stellen soll es nicht gegeben haben. Allerdings soll es zahlreiche Anfragen von US-Seite gegeben haben. Der BND habe sich aber auf die definierte Aufgabe beschränkt, nur bei der „Vermeidung von Angriffen auf völkerrechtlich geschützte Ziele“ zu helfen. In diesem Dossier ist weiter davon die Rede, daß in insgesamt sieben Meldungen Koordinaten von Objekten und Beobachtungen in Bagdad an die Amerikaner übergeben worden seien, die entweder von keinerlei Interesse für die „strategische Luftkriegsführung“ oder den USA bereits bekannt gewesen sein sollen. Daß die beiden BND-Agenten mit US-Verdienstmedaillen ausgezeichnet worden sind, bewertet die Bundesregierung als „langjährig geübte

»New-York-Times« diskreditiert BND

militärpolitische Praxis“. Sie hätte in einer vergleichbaren Situation ähnlich gehandelt. Wenn diese Praxis aber nichts anderes als Routine darstellen soll, dann stellt sich die Frage, warum sich die Amerikaner in ihrer Laudatio ausdrücklich für „entscheidende Informationen an das US-Zentralkommando zur Unterstützung von Kampfoperationen im Irak“ bedankten („Der Spiegel“)? Und auch die Behauptung von Ernst Uhrlau, des neuen Präsidenten des BNDs, man habe den Amerikanern nur „Spielmaterial“, das militärisch „nicht relevant“ gewesen sei, übergeben, klingt alles andere als überzeugend.

Ausgelöst wurde die ganze Affäre durch einen Artikel des als „Militärfachmann“ gehandelten Michael Gordon in der „New York Times“ („NYT“) vom 27. Februar dieses Jahres mit dem Titel „Deutsche halfen bei US-Angriff auf den Irak“. Hier findet sich eine Abbildung, die angeblich die Verteidigungsmaßnahmen Saddam Husseins rund um Bagdad zeigt. Diese Abbildung ist mit dem Kommentar versehen: „Eine Skizze von Saddams Husseins Verteidigungsplan für Bagdad, die er irakischen Generälen am 18. Dezember 2002 präsentierte. Er wurde von deutschen Geheimagenten übergeben und dem US-Militär zur Verfügung gestellt. Er ist in einem Bericht des US Joint Forces Command (US-Oberkommando) über die irakische Strategie enthalten.“ Die Bundesregierung dementierte umgehend, daß der BND einen derartigen Plan besessen oder an die USA weitergegeben habe. Bill Keller, Chefredakteur der „NYT“, behauptet hingegen, daß die USA diese Skizze im Februar 2003 erhalten habe: „Der Bericht (des US-Oberkommandos) stellt eindeutig fest, daß die Deutschen die Zeichnung beschafften“ („Focus“). Daß die Behauptungen in diesem Bericht nichts anderes als „Desinformation“ seien, dieser Meinung ist PKG-Mitglied Bernd Schmidbauer (CDU), der in der Zeit der Regierung Kohl Geheimdienstkoordinator im Kanzleramt war. Hierfür hat Schmidbauer gute Gründe, ist doch der angebliche Verteidigungsplan Saddams Husseins mehr als dubios. So urteilte zum Beispiel der Publizist Peter Scholl-Latour, der bei einer Irakreise im Februar 2003 keinerlei irakische Verteidigungsvorbereitungen erkennen konnte, in einem Kommentar für die Berliner Wochenzeitung

Steckt Tel Aviv hinter den Pariser Unruhen?

„Junge Freiheit“: „Die kreisrunden Verteidigungsringe entsprechen keiner topographischen Realität, und die Aufzählung angeblicher Kampfeinheiten läßt sich mit der Lupe als Hirngespinst entlarven.“ Verdacht erregt auch der Ort der Veröffentlichung dieser Skizze: Die „NYT“ steht wegen ihrer Bush-freundlichen Berichterstattung selbst in den USA nachhaltig in der Kritik.

Bleibt die Frage nach dem Zeitpunkt dieser Veröffentlichung: Warum erscheinen die „NYT“-Enthüllungen gerade zum jetzigen Zeitpunkt? Ins Zwielicht geraten ist vor allem die damalige rot-grüne Regierung, die in Person von Gerhard Schröder eine deutsche Kriegsbeteiligung vehement bestritten hat. Kein deutscher Soldat sollte irakischen Boden betreten.

Träfen die Enthüllungen der „NYT“ zu, stünde die rot-grüne Regierung in einem üblen Licht. Oder deutlicher gesagt: Schröder und seine Regierung wären der Lüge und in der arabisch-islamischen Welt, zu der Deutschland traditionell gute Beziehungen unterhält, als „bedingungsloser Helfer der USA“ (Scholl-Latour) überführt.

Dient also diese ganze Affäre vor allem dazu, Deutschlands Ruf in der arabisch-islamischen Welt zu beschädigen, um die Regierung Merkel dann nur um so enger an die USA binden zu können? Daß derartige Schlußfolgerungen möglicherweise ein Gran an Wahrheit haben könnten, zeigt ein Hinweis des Journalisten Udo Ulfkotte, der in seinem soeben erschienenen Buch „Der Krieg im Dunkeln – Die wahre Macht der Geheimdienste“ unter anderem auf die Krawalle in Frankreich Ende letzten Jahres zu sprechen kommt. Ulfkotte behauptet, „Geheimdienstmitarbeiter“ hätten ihm kolportiert, sie seien in einigen französischen Städten auf israelische „agents provocateurs“ gestoßen. Seit langem gäbe es den Informanten Ulfkottes zufolge Bemühungen des israelischen Geheimdienstes Mossad, in Frankreich, das seit Jahrzehnten proarabisch ausgerichtet ist, eine antiarabische und antimuslimische Stimmung zu schüren.

Gesetzt den Fall, diese Informationen sind zuverlässig, liegt die Schlußfolgerung nahe, daß es sowohl in den USA als auch in Israel Bestrebungen gibt, diejenigen Staaten, die sich dem Irakkrieg verweigert haben, also vor allem Deutschland und Frankreich, im Zuge des weltweiten „Kriegs gegen den Terrorismus“ zu einem engeren Schulterschluß mit den Vereinigten Staaten zu bewegen und „Sonderwege“ zu erschweren. Dies möglicherweise auch um den Preis, daß deren Ansehen in der arabisch-islamischen Welt nachhaltig untergraben wird. Ziel aller dieser Aktionen könnte sein, die Reihen des Westens vor einem möglichen Militärschlag gegen den Iran zu schließen.



„Früher war die Kommunikation von Menschen, Gütern und Informationen in Deutschland als Aufgabe der Daseinsvorsorge Sache des Staates“ hieß es am Stammtisch. Dem jeweiligen technischen Entwicklungsstand entsprechend sei Deutschlands Infrastruktur für viele andere Staaten vorbildlich gewesen. Das habe die Steuerzahler sehr viel Geld gekostet, das in die Investitionen und deren Betrieb geflossen sei. Doch unter der ideologischen Zauberformel „Privatisierung“ seien in den letzten 15 Jahren aus Bundespost, Bundesbahn und Reichsbahn die Aktiengesellschaften Deutsche Post, Deutsche Telekom, Deutsche Postbank und Deutsche Bahn geworden. Unter dem Motto „Privat geht alles billiger und besser“ sei die Umwandlung öffentlichen Eigentums in gewinnorientiertes Privateigentum erfolgt, und so seien staatliche Monopole und Oligopole durch private ersetzt worden, die keiner parlamentarischen Kontrolle mehr unterliegen.

Das war praktisch die Enteignung des vom Steuerzahler geschaffenen Vermögens. „Preise hoch und Leistungen runter“ sei in vielen Fällen die Folge gewesen. Ausnahmen – wie bei den Telefonkosten – bestätigten die Regel. Der Stammtisch meinte, es sei höchste Zeit, die Zauberformel von der „Privatisierung“ in Frage zu stellen und nicht mehr nach dem Motto zu verfahren: Gewinne privatisieren und Verluste beim Steuerzahler belassen.

Eure Michel

Moderne Ausbeuter buchen Elite zum Nulltarif

Immer mehr Universitäts-Absolventen werden als Praktikanten gegängelt – Politik und Gewerkschaften sind machtlos

Von Rebecca Bellano

Für unseren Zentralbereich Marketing in Essen suchen wir ab sofort für sechs Monate einen Praktikanten Marketing. Berufserfahrung erbeten.“ „Suchen Praktikanten für unsere Abteilung Rechnungswesen für ein Jahr.“ Stellenausschreibungen wie jene finden sich immer mehr vor allem in Internetjobbörsen, aber auch in den Printmedien. Nicht, daß es nicht schon immer Praktikumsplätze gegeben hätte. Studenten sind während ihres Studiums sogar dringend darauf angewiesen, daß Unternehmen ihnen die Möglichkeit des Hereinschnupperns in den Beruf ermöglichen. Allerdings werden die ein bis zwei Pflichtpraktika meistens während der Semesterferien absolviert und können somit gar nicht mehr als drei Monate dauern. Selbst ein Praxissemester umfaßt bekanntlich nicht mehr als maximal sechs Monate, daher ist es ziemlich offensichtlich, daß derartige Stellengesuche direkt auf Universitäts-Absolventen zielen.

Solche, wie die 28jährige Julia. Nach ihrer Bankausbildung entschied sie sich für ein Studium der Kommunikationswissenschaften. Die zwei Pflichtpraktika hat sie in einer Werbeagentur und einer Presseabteilung eines Unternehmens absolviert. Schon während sie ihre Diplomarbeit schrieb, suchte sie nach einem Job, doch sozialversicherte Festanstellungen waren so gut wie gar nicht ausgeschrieben. Nach einem Einstellungstest hatte die junge Frau ein sechsmonatiges Praktikum in einer Internet-PR-Agentur in Hamburg bekommen. Da sich ihr keine Alternative bot und man ihr bei guter Arbeit eine Festanstellung in Aussicht stellte, nahm sie an. Schon nach einer Woche vertraute man ihr einen festen Kundenstamm an. Arbeitszeit war von 9 bis 20 oder 21 Uhr. Ihr Gehalt lag bei 400 Euro im Monat.

Fälle wie den Julias gibt es immer mehr, da die frisch examinierten jungen Menschen einmalig billig sind. Da viele noch Studentenstatus haben, werden zudem für den Arbeitgeber keine Sozialversicherungsbeiträge fällig.

„Studiert, auslanderfahren, und trotzdem im unbezahlten Praktikum gelandet“, so skizziert DGB-Vorstandmitglied Ingrid Sehrbrock den inzwischen keineswegs mehr untypischen nachakademischen Lebenslauf.

In der kürzlich erschienenen Studie „Praktika von Hochschulabsolventen“, vom Deutschen Gewerkschaftsbund mit Unterstützung (DGB) der Hans-Böckler-Stif-

Trotz Diplom oder Magister ganz unten in der Hierarchie

tung, wird eine äußerst bedenkliche Entwicklung beschrieben, die zwar keineswegs neu ist, aber an Intensität zunimmt.

Obwohl die Arbeitslosenquote von hoch Qualifizierten immer noch unter dem Durchschnitt liegt, fällt auf, daß der Übergang vom Studium in den Beruf immer schwieriger wird. Das gilt nicht nur für Geisteswissenschaftlicher, die schon immer etwas schwerer vermittelbar waren, sondern in letzter Zeit auch vermehrt für Architekten und Absolventen der Betriebswirtschaft sowie junge Juristen. „In der vagen Hoffnung auf eine feste Stelle hangeln sich junge Akademiker von Praktikum zu Praktikum“, stellte schon der „Spiegel“ fest. Dabei werden die jungen Menschen als volle Arbeitskräfte eingesetzt, erhalten allerdings, wenn überhaupt, nur ein Taschengeld.

Julia hat diese Ausbeutung nach vier Monaten nicht mehr ertragen. Hochmotiviert hatte sie sich in die Firma eingebracht, doch mit den 400 Euro konnte sie gerade die Zimmermiete in ihrer Wohngemeinschaft zahlen und Nahrungsmittel kaufen. Für einen Nebenjob war bei den Arbeitszeiten keine Zeit mehr und im Hinterkopf hatte sie stets die 16 000 Euro Bafög-Schulden. Fünf Jahre Studium und Bafög-Schulden für 400 Euro monatlich bei einer 55- bis 60-Stundenwoche ohne auch nur einen Tag Urlaub in den sechs Monaten. Julia kündigte, wollte in Ruhe weiter neue Stellen suchen, doch sie hat nur die Wahl zwischen einem weiteren Praktikum oder Hartz IV.

Wobei anzumerken ist, daß nicht alle Unternehmen ihre Praktikanten billig arbeiten lassen und sie dann nach der vereinbarten Zeit wieder auf den Arbeitsmarkt entlassen. Es gibt durchaus Unternehmen, die die Chance des Praktikums nutzen, um einen zukünftigen Mitarbeiter günstig einzuarbeiten und auf seine Tauglichkeit zu überprüfen und bei Gefallen auch einstellen. Diese Tatsache spielt jedoch auch jenen Unternehmen zu, die nur auf billige Arbeitskräfte aus sind, denn so hoffen die Absolventen immer, daß ihr Unternehmen redliche Absichten habe und am Ende eine feste Arbeitsstelle winke.

In jedem Fall ist es jedoch für die Studienabgänger frustrierend. Nach Jahren des Lernens und dem erfolgreichen Abschluß können sie keineswegs ihr Wissen gleich voll einbringen, sondern sitzen auf dem untersten Platz der betrieblichen Hierarchie – all das mit Ende 20. Statt Aufbruchstimmung sind Verunsicherung, Selbstzweifel und Minderwertigkeitskomplexe die Folge.

„Also, Arbeit kann auf jeden Fall Spaß machen, es ist auch wunderbar, wenn es so ist, aber sie macht auch bezahlt Spaß, da sehe ich kein Gegensatz“, äußerte sich die Ex-Praktikantin Bettina Richter anläßlich der DGB-Studie. „Das ist auch ein psychisches Problem, wenn man voll arbeitet mit Überstunden und man bekommt kein Geld, und daneben sitzt jemand, der macht das gleiche dann für 2 000 Euro.“ Auch empfände sie es als äußerst demütigend, daß ihr kleiner Cousin, der eine Lehre mache, mehr verdiene als sie mit fast 30 und Hochschulstudium.

Was ist von einer Gesellschaft zu erwarten, die ihre sogenannte Elite, jene Menschen, die teils auf eigene Kosten, teils auf Kosten der Allgemeinheit sich über Jahre Wissen angeeignet hat, derart behandelt?

Die Politik reagiert nur am Rande. „Man soll sich fragen: Wie sieht meine Zukunft aus? Angenommen, jemand weiß, was er will, dann sollte er kein Praktikum machen, sondern ein Normalarbeitsverhältnis anstreben“, schlug die Grünen-Abgeordnete Thea Dückert auf einer vom DGB veranstalteten Podiumsdiskussion vor und offenbarte damit ihre vollständige Unkenntnis der Situation. Aber auch der DGB-Bundesjugendsekretär zeigte wenig Verständnis, indem er die Praktikanten als Täter und Opfer zugleich bezeichnete, da sie sich auf die Konkurrenzsituation einließen. So schlägt der DGB den jungen Leuten am 1. April einen bundesweiten Praktikantenstreik vor. Doch was soll der bringen? Die nächsten Praktikanten stehen vor der Tür. Sie wollen keine Lücke im Lebenslauf, Arbeitserfahrung

Familienplanung? Fehlanzeige, da Perspektive fehlt

nachweisen und sich einbringen. Kann man diesen Menschen übelnehmen, daß sie nicht gleich nach dem Universitätsabschluß Hartz-IV-Empfänger sein wollen und statt dessen lieber für ein paar Euro in der Stunde arbeiten? Zumal aktuelle Wirtschaftszahlen die Chance auf eine Festanstellung als gering erscheinen lassen. So ist die Zahl der vollzeitbeschäftigten Arbeitnehmer von 1991 bis 2004 um ein Fünftel gesunken. Zirka sechs Millionen sind aus dieser Gruppe ausgeschieden, so daß sich der Gesamtumfang von ehemals 29,5 Millionen Vollzeitbeschäftigten auf 23,75 Millionen verringerte. Die Anzahl der Geringfügigbeschäftigten hingegen hat sich verdoppelt und auch die der Selbständigen ist angewachsen. Kein Wunder bei den hohen Lohnnebenkosten.

Die vielen ungenügend sozialversicherten Praktikanten sind auch ein Problem für die Sozialkassen. Es gibt schon jetzt zu wenig junge Leute, die einzahlen, die sogenannte „Generation Praktikum“ verschlimmert die Lage noch. Aber nicht nur für die Allgemeinheit, sondern auch für sich selbst, denn jedes weitere verlorene Jahr ist ein verlorenes Jahr bei der eigenen Rentenanrechnung.

Frustrierend ist die Situation nicht nur für die Praktikanten. Häufig werden die Absolventen weiter von ihren Eltern finanziert. Diese wollen irgendwann gern ihr Geld für sich haben und nicht ihren fast 30jährigen Sprößling durchfüttern müssen. Sind die Eltern gar von der hohen Altersarbeitslosigkeit betroffen, droht Verzweiflung. Der 59jährige Vater der beiden Studentinnen Natalie und Valerie hat Ende 2005 seine Arbeitsstelle als Ingenieur verloren. Die Mutter ist Hausfrau, der 16jährige Bruder wollte eigentlich auch nach dem Abitur studieren. Natalie hat ihr Studium zwar beendet, findet aber keine Stelle. Guter Rat ist da teuer.

Auch bei der Familienplanung sieht es für die vielen Endzwanziger – Zahlen liefert auch die DGB-Studie nicht – schlecht aus. Wer für sich selber kaum sorgen kann, gründet keine Familie. Bettina Richter empfindet die gesamte Debatte um Akademikerinnen, die immer weniger Kinder kriegen, angesichts der Arbeitsmarktlage als „total verlogen“. Selbst wer dann endlich einen häufig auch nur befristeten Arbeitsvertrag bekommt, wird kaum gleich danach Kinder bekommen.

Unternehmen beteiligten sich übrigens an der DGB-Studie kaum, obwohl man ihnen Anonymität anbot. Die zwei, die an der Befragung teilnahmen, waren mit ihren Praktikanten sehr zufrieden. Insgesamt sei das „Niveau sehr hoch“ – nur warum will kaum einer dafür zahlen?

Von SVERRE GUTSCHMIDT

Alle Zeichen stehen auf Krieg

Britische Studie zeigt, was passiert, wenn der iranische Atomstreit eskaliert

Eine Skizze zeigt einen metallischen Körper, Durchmesser 61 Zentimeter, Gewicht 200 Kilogramm, eine mit Sprengstoff versehene Außenhülle, die eine Bombe zum Zünden bringen soll. Die Bombe ist eine Atomwaffe und neuester, in der arabischen Welt (und nicht nur dort) belächelter Beweis der USA für den Willen Irans, die angestrebte Atomtechnik nicht nur friedlich zu nutzen. Der Atomstreit zwischen den USA, Israel und Europa auf der einen und dem nuklear-ambitionierten Iran auf der anderen Seite ist alles andere als ein Witz. Er eskaliert täglich – Krieg wird offen diskutiert.

Aufhänger des Streits ist der Atomwaffensperrvertrag, er soll die Verbreitung von Kernwaffen verhindern. Dessen Einhaltung sowie die friedliche Nutzung der Kerntechnik überwacht die internationale Atomenergiebehörde (IAEO). Der Iran wolle die Kernenergie friedlich nutzen, heißt es unisono aus Teheran. „Die USA unterzeichnen einen Vertrag mit einem Staat, der kein Mitglied des Atomwaffensperrvertrages ist, auf der anderen Seite wird der Iran (als Unterzeichner des Vertrags) so schlecht behandelt", entrüstet sich der iranische Außenamtssprecher Hamid Reza Assefi über das jüngst vom US-Präsidenten geschlossene Atomabkommen mit Indien.

Nun soll nach der Atomenergiebehörde der Weltsicherheitsrat entscheiden, ob Maßnahmen gegen den Iran zu ergreifen sind, weil das Land die Siegel der Atomenergiebehörde an seinen eigenen Uran-Zentrifugen gebrochen hat und Uran anreichert. Ein Konflikt, der immer weniger verständlich ist. Formal im Recht, wird dem Iran und seinem Regime von kaum einer Macht der Besitz von möglicherweise auch für Kernwaffen nutzbarem Material gegönnt. Soweit ist es allerdings noch nicht, das Land steht erst am Anfang seiner Kernforschung.

Für die USA bringt deren Uno-Botschafter John Bolton schon konkrete Angriffsmöglichkeiten an die Öffentlichkeit. Daß die US-Regierung keineswegs eilfertig in einen Krieg marschieren will, zeigen wiederum die moderateren Töne der Außenministerin Condoleezza Rice: „Niemand sagt, wir müßten sofort irgendwelche Sanktionen ergreifen." Offenbar ist man sich in Washington uneins. Das generelle Problem der Europäer und Amerikaner ist, wie der Iran bei seinem Atomprogramm kontrolliert werden soll, der sich laut Aussage der IAEO einer Kontrolle zu entziehen versucht.



Foto: AP

Iranische Raketenabwehranlagen: Auf Krieg eingestellt

Der renommierte britische Friedensforscher Paul Rogers von der Universität Bradford entwirft das Szenario eines Iran-Krieges. Seine Studie „Iran: Consequences of war" vom Februar ist mehr als eine willkommene Argumentationsgrundlage in friedensbewegten Kreisen. Sie zeigt Eskalationsstufen, mögliche und notwendige Ziele. Klar ist, daß alle denkbaren Militäroperationen gegen den Iran kaum punktgenau nur gegen die Nuklearanlagen des Regimes gerichtet sein können. Die Studie, veröffentlicht durch die britische Denkfabrik „Oxford Research Group" mit Unterstützung amerikanischer Stiftungen liest sich wie ein durchkalkulierter Angriffsplan auf den Iran mit Karte der Ziele. Das Papier zeigt logisch die Erwägungen, die derzeit auch die US-Administration umtreiben müssen. Es geht von einem Angriff der USA und / oder Israels aus, der darauf abzielt, das Atomprogramm des Iran „um mindestens fünf Jahre zurückzuwerfen". Eine Invasion am Boden schließt Rogers aufgrund der schwierigen Lage im Irak und den zahlreichen Verpflichtungen der USA aus. „Eine US-Attacke, die bei weitem größer wäre als alles, was Israel bewerkstelligen könnte, würde auch die umfassende Zerstörung der iranischen Luftverteidigung und solche Angriffe einschließen, die iranische Vergeltung verhindern. Dies würde die Zerstörung der Einrichtungen der Iranischen Revolutionären Garde nahe des Irak und regulärer wie irregulärer Marineeinheiten Irans einschließen, die sonst Golf-Öl-Verkehrsrouten unterbrechen könnten." Eskalation statt punktgenauer Schläge ist laut Rogers zu erwarten: „Der Iran hätte viele Methoden, in den folgenden Monaten und Jahren darauf zu antworten." Mögliche Folgen: „Unterbrechung der Golfölproduktion und -exporte trotz US-Vorsorgemaßnahmen, systematische Unterstützung von Aufständen im Irak, Aufstachelung von Gesinnungsgenossen im Südlibanon zu Attacken gegen Israel." Ferner prophezeit Rogers „ein beachtliches Ausmaß nationaler Einheit im Iran". Als „Hauptantwort" auf alle Kampf-Maßnahmen sieht der Friedensforscher verstärkte Schritte zum (Wieder-)Aufbau eines Atomwaffenprogramms sowie den vollständigen Rückzug vom Atomwaffensperrvertrag. Darauf folge eine „langanhaltende Konfrontation". Daraus leitet Rogers die Notwendigkeit „alternativer Strategien" ab.

Doch an diesem Punkt wird die Analyse lückenhaft. Wie kann angesichts der in der Sache unverändert kompromißlosen Haltungen des Iran wie der USA noch eine Einigung erzielt werden? Schuld an der Zuspitzung der Konfrontation hätte nach Rogers der Westen. Weil die Amerikaner den Irak nicht „richtig hinbekommen" hätten, so Rogers im Kapitel „US-Kontext", gäbe es das Problem Iran. Zumindest hätten US-Strategen diese Gefahr schon vor dem Irakkrieg so gesehen – die Gefahr, daß sich im Irak kein stabiles demokratisches Regime, Ordnung und eine sich positiv entwickelnde Gesellschaft herstellen lassen. Die geschichtlichen Argumente, die Rogers zum weiteren Verständnis der US-Motivation nennt, sind letztlich genauso wenig ausschlaggebend. Das Öl spielt laut Rogers immerhin eine zentrale Rolle: „Wenn der Öl-Faktor zu Beginn der 90er Jahre wichtig war, dann ist er es 15 Jahre später um so mehr, angesichts einer US-Öl-Import-Abhängigkeit, die jedes Jahr zunimmt, während China in einer ähnlichen Lage ist und Golf-Öl Ressourcen der Region wahrscheinlich für die nächsten 30 Jahre oder mehr eine grundlegende geopolitische Bedeutung verleihen."

Nur beiläufig läßt das Dossier durchblicken: Es sind die ganzen „Umstände", die zählen. Sie bilden sozusagen das Faß – das iranische Atomprogramm ist nur ein letzter Stein des Anstoßes, der vom Iran selbst hineingeworfen wird, um das Faß damit für Amerika zum Überlaufen zu bringen. Demnach geht es weder um Öl allein, generelle Antipathie oder um eine Ausweitung der Kampfzone zur Verteidigung des Fernziels Demokratisierung des Islam (siehe Irak). Es ist der Aufstieg einer politisch aggressiven, unberechenbaren Macht Iran, die nach einem Haß versprühenden Präsidenten nicht auch noch Atomwaffen erhalten darf. Das Dilemma des Westens, vor allem der USA, ist, daß man dem Iran das Recht auf Atomtechnik streitig machen muß, weil ein Gewährenlassen aus Sicht Amerikas ein noch größeres Risiko wäre, eine Konfrontation nur hinauszögern würde. Zu diesem Aufstieg gehört auch die feste Absicht des Mullah-Staates, die USA wirtschaftlich durch die Einrichtung einer Euro-Ölbörse zu attackieren. Sie soll noch diesen Monat ihre Geschäfte aufnehmen. Würde Rohöl nicht mehr überall in Dollar gehandelt wie bisher, brächte dies den USA erhebliche Währungsturbulenzen. Obwohl geographisch weit entfernt, haben die USA sich durch ihre vielfache Abhängigkeit vom Öl wirtschaftlich und durch ihr Irak-Engagement politisch zum direkten Nachbarn des Iran gemacht – und damit verwundbar.

Der Konflikt zwischen Aufstieg einer regionalen Macht und relativem Abstieg der Supermacht USA und ihrer europäischen Verbündeten steuert angesichts der Worte Ahmadinedschads, „keinen Kompromiß eingehen" zu wollen, auf unfriedliche Lösungen zu.

Von MARTIN SCHMIDT

Ringen um die Macht in Kiew

Die Wahlen werden zeigen, ob die Westler oder die Russophilen obsiegen

Besorgt schauen die Machthaber in Washington und Moskau, in Brüssel und in Berlin auf die Ukraine: Am 26. März treten die Bürger des flächenmäßig zweitgrößten Landes Europas an die Wahlurnen, um über ihre Zukunft zu bestimmen. Die Ukraine steht mit ihren 47 Millionen Menschen an der sensiblen Schnittstelle zwischen russischen und westlichen Interessensphären. Zwar ist die einstige Sowjetrepublik seit der Orangenen Revolution zur Jahreswende 2004 / 2005, als den jungen Demonstranten in Kiew die Herzen der Welt zuflogen, aus den Schlagzeilen weitgehend verschwunden. Zur Ruhe ist das riesige Land seitdem jedoch keineswegs gekommen, geschweige denn zu politischer Stabilität.

Die Ukraine blieb auf vielfältige Weise zerrissen, und sie blieb ein armes Land, das eigentlich ein reiches sein könnte. Die Kornkammer Europas mit ihren fruchtbaren Schwarzerde-Böden verfügt über einen ergiebigen Bergbau, beträchtliche Unternehmenskomplexe in den Bereichen Metallindustrie und Maschinenbau sowie über reizvolle Touristenziele wie das von seiner langen Zugehörigkeit zur Donaumonarchie geprägte Kleinod Lemberg im Westen oder die Schwarzmeerküste mit der Krim im Süden.

Dennoch kommt das Land seit dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums nicht recht auf die Beine. Altlasten aus kommunistischer Zeit, Mißwirtschaft, Inflation und Korruption behindern die Entwicklung. Das größte Problem sind jedoch die kulturellen, ethnischen, wirtschaftspolitischen und sozialen Risse, die das Land spalten.

In den südöstlichen Regionen ist jeder dritte Bewohner Russe; hinzu kommen zahlreiche rußlandfreundliche Ukrainer, Weißrussen und Bulgaren. Auf der Krim leben nahezu gar keine Ukrainer, sondern beinahe ausschließlich Russen sowie aus Stalins Deportationsgebieten heimgekehrte Krimtataren.

Die Ostukraine, zu Zarenzeiten als „Kleinrußland" bezeichnet, und die lange von Türken und Tataren beherrschten südlichen Landesteile sind besonders dicht besiedelt, da sie zu Sowjetzeiten hochindustrialisiert waren und noch immer die meiste Wirtschaftskraft besitzen. Hier ist die Grundstimmung eindeutig pro-russisch.

Deutlich anders sieht es schon in der Zentralukraine aus, die von der Westukraine durch die kulturell bis heute stark nachwirkende alte Ostgrenze des einstigen Österreich-Ungarn geschieden wird. Dort hat die eigenständige ukrainische Identität in den vergangenen anderthalb Jahrzehnten stetig zugenommen; zudem wird eine Vielzahl bürokratischer Versuche unternommen, das russische Erbe an den Rand zu drängen. Viele Angehörige der Eliten in und um Kiew haben von allem, was mit Rußland und der Sowjetära zusammenhängt, die Nase voll. Sie fühlen sich dem „Westen" zugehörig.

Die Ukraine ist ein gespaltenes Land

In der wirtschaftlich besonders schlecht gestellten Westukraine sind die kulturgeschichtlichen Einflüsse durch das alte Österreich, durch Polen und Rumänien bis heute spürbar. Die Bewohner West-Wolhyniens, Ost-Galiziens, der Karpatenukraine sowie des nördlichen Buchenlandes und des ukrainischen Nordzipfels von Bessarabien gelten als vergleichsweise fleißig und sollen weit weniger dem Alkohol zusprechen als ihre Landsleute im übrigen Staatsgebiet.

Einer Umfrage des Kiewer Instituts für Soziologie zufolge hat sich der prekäre West-Ost-Gegensatz 2005 noch weiter verfestigt. 35 Prozent der Bevölkerung meinen demnach sogar, daß sich die Landesteile feindlich gegenüberstehen.

Die großen inneren Verschiedenheiten schlagen auf die politische Szenerie voll durch. Bei den Präsidentschaftswahlen 2005, die geprägt waren von der schlagzeilenträchtigen Orangenen Revolution des Winters 2004 / 2005, trat die Teilung des Landes offen zutage: Die West- und die Zentralukraine unterstützten überwiegend das jetzige Staatsoberhaupt Viktor Juschtschenko, während sich der Osten mit Prozentanteilen von nicht selten 85 Prozent hinter dessen Gegner Viktor Janukowitsch stellte. Der kurzzeitige Burgfrieden nach einem Kooperationsvertrag vom September 2005 ist Schnee von gestern und ging in einen oft unsauber geführten Vorwahlkampf über.

Bei der Parlamentswahl am 26. März scheinen die Fronten ebenso klar wie verhärtet: Das „orange" Lager vertritt eine Westausrichtung mit angestrebtem Nato-Beitritt und dem Fernziel der EU-Zugehörigkeit. Zur Russischen Föderation gehen die Westler auf Abstand und erinnern an die traumatischen Ereignisse des „Gasstreits" zum Jahreswechsel, als Moskau kurzzeitig mit Gas-Lieferstopp drohte.

Janukowitschs Oppositionsblock lehnt die Westorientierung ab und blickt statt dessen stärker auf Rußland. Oppositionelle Gruppen organisierten im Vorfeld des Urnengangs an über hundert Orten vor allem der Zentral- und Ostukraine Unterschriftensammlungen für Volksbefragungen gegen einen EU- und Nato-Beitritt.

Die Kiewer (Noch-) Machthaber reagierten darauf, indem sie weiter die Illusion eines baldigen EU-Beitritts nährten, von dem sich viele Menschen natürlich vor allem eines versprechen: umfassende Finanzhilfen. Doch die Europäische Union wird in ihrem heutigen Zustand schon größte Mühe haben, die geplante Erweiterung um Rumänien und Bulgarien wirtschaftlich, politisch und sozial zu verkraften. Die ukrainischen Hoffnungen sind da offenkundig auf Sand gebaut und enthüllen sich selbst als Wahlkampfgetöse der Regierung. Das weiß Kiew so gut wie Brüssel. Aber in der von Massenarmut gezeichneten Ukraine klammern sich viele Menschen an jeden denkbaren Strohhalm.

Manches spricht dafür, daß sich die vermeintlich unüberbrückbaren Gegensätze zwischen dem Regierungslager und der Opposition nach dem 26. März in Wohlgefallen auflösen könnten, um den Weg für eine große Koalition zwischen Teilen der „orangen" Kräfte, der Partei der Regionen und / oder dem „Bündnis Julia Timoschenko" zu eröffnen – frei nach deutschem Vorbild und eingedenk der Erkenntnis, daß sich die gewaltige Last der Probleme damit am ehesten auf die lange Bank schieben läßt. Obendrein wäre es für alle maßgeblichen Politiker die sicherste „karrierefreundliche" Lösung.

Das Rezept der künftigen Kiewer Machthaber könnte dann folgendermaßen aussehen: Man erhandelt sich gleichzeitig kleine Zugeständnisse und Finanzspritzen aus Brüssel und wirtschaftspolitische Freundlichkeiten aus Moskau. Der Spielraum für deutliche Akzentverschiebungen zur einen oder anderen Seite wäre minimal, die politische Halbwertzeit einer großen Koalition wohl gering. Als Führungsfigur einer derart gestrickten Regierung kommt vor allem eine Politikerin in Frage: Julia Timoschenko.

Julia Timoschenko wird zur entscheidenden Figur

Die attraktive Mittvierzigerin war eine Art Jeanne d' Arc der Orangen Revolution und stritt öffentlichkeitswirksam gegen Korruption, Mißwirtschaft und russische Einmischungsversuche.

Persönlichkeit wie Lebenslauf der resoluten Flechtzopf-Amazone sind ein Spiegelbild der kaum durchschaubaren gesellschaftlichen Verhältnisse der Ukraine. Als Kind einer Apparatschik-Familie entwickelte sich Timoschenko zu einer typischen Vertreterin der Perestrojka-Ära, schloß ihr Wirtschaftsstudium mit Auszeichnung ab und begann Mitte der 80er Jahre eine atemberaubende Karriere. Reichlich Anlaß für Spekulationen bietet der Umstand, daß die zeitweise als reichste Frau der Ukraine geltende Wirtschaftsexpertin zwar als besonders rußlandkritisch gilt, nach wie vor aber enge Kontakte zum Energiekonzern Gasprom sowie zum russischen Botschafter in Kiew unterhält.

Der seit der Entmachtung Timoschenkos schwer in Bedrängnis geratene Präsident Juschtschenko sah sich zur Kungelei mit dem alten Widersacher Janukowitsch und dessen mehr als zweifelhaften ostukrainischen Seilschaften gezwungen. Während der Orangen Revolution noch begeistert als Sympathieträger seines Volkes gefeiert, vollführt Juschtschenko heute eine undurchsichtige Drahtseilpolitik im Stile des Vorgängers Kutschma, um mühsam das Gleichgewicht zwischen verschiedensten Einflußgruppen auszutarieren. Nachhaltige politische Veränderungen werden so indes verhindert.

Da das Land zwischen Karpaten und Donezbecken jedoch geopolitisch viel zu wichtig ist, um international einen Dornröschenschlaf zu halten, wird das Ringen um seine langfristige Orientierung weitergehen. Gerade die US-Regierung wird im Mächtespiel um die Ukraine unbedingt ihr Gesicht wahren wollen angesichts der ständigen Demütigungen der Supermacht im Irak und der jüngsten außenpolitischen Pleitenserie in Südamerika, wo eine anti-amerikanische Linksregierung nach der anderen an die Macht gelangte.

Aber auch für Putins Rußland bleibt der südwestliche Nachbar aus wirtschaftlichen, aber auch historisch-kulturellen wie geostrategischen Gesichtspunkten als Sprungbrett nach Mittel- und Westeuropa eine äußerst wichtige Interessensphäre. Dementsprechend ist ein Ende der inneren wie äußeren Schaukelpolitik der Ukraine nicht absehbar.

»Zentrum gegen Vertreibungen« ist unsere Pflicht

Betr.: „Erzwungene Wege“ (Nr. 5)

Der Freitag ist für mich der Tag des Lesens Ihres Blattes; der *Preußischen Allgemeinen Zeitung*.

Mit besonderem Interesse verfolge ich, wie es mit der Errichtung eines „Zentrum gegen Vertreibungen“ voran geht.

Ich bin der Überzeugung, daß wir es unseren Nachkommen und der Menschheit schuldig sind, „Nie wieder Vertreibung“ als Mahnung zu verkünden, solange wir leben. Dieses wird uns aber nur gelingen, wenn es möglich ist, ein Mahnmal gegen Vertreibung zu errichten. Sinn und Zweck des „Zentrums gegen Vertreibungen“ soll sein, die Wahrheit des Vertreibungsgeschehens im europäischen Maßstab darzustellen. Zu dem Vertreibungsgeschehen in Europa gehört auch die Vertreibung der Deutschen.

Eine Lehre aus unserem leidvollen Schicksal muß es sein, daß wir alles dafür tun, daß so etwas nie wieder möglich ist.

Meine Hochachtung gilt daher der Präsidentin des BdV, Erika Steinbach, die einen Weg gefunden hat, eine Ausstellung „Erzwungene Wege“ in Berlin zu eröffnen. **Lothar Kohn, Jena**

Nicht vor Bsirske in die Knie gehen

Betr.: „Glaubst du noch an den Klassenkampf?“ (Nr. 10)

Der öffentliche Dienst streikt, wobei ihm hilft, daß er Unbeteiligte, die ihn als Steuerzahler finanzieren, beeinträchtigen kann. Die Einstellung der Müllabfuhr hat den Charakter einer Erpressung.

Mehr arbeiten wollen nur sehr wenige Menschen, die meisten wollen gut verdienen, wobei die Arbeitsleistung dafür angemessen sein soll, was aber von der eigenen Einschätzung abhängt.

Die Politik von Parteien und Gewerkschaften hat uns sehr lange vorgegaukelt, daß wir bei gleichem Verdienst und Erhalt der Arbeitsplätze immer weniger arbeiten könnten. Das hat sich nun als großer Fehler erwiesen, dessen Folgen einzusehen, nicht nur dem öffentlichen Dienst schwerfällt.

Einpeitscher Bsirske und Genossen haben den Charakter von Rattenfängern, denen nachläuft, der aus einem schönen Traum nicht aufwachen will.

Das Interesse unseres Landes erfordert, dem Streik nicht nachzugeben. Wir müssen da durch, und der Staat, die Bundesländer dürfen vor den Bsirskes nicht in die Knie gehen. **Ludmilla Hannemann, Neumünster**

Zähne gezogen

Betr.: „Die Karawane zieht nicht mehr weiter“ (Nr. 8)

Der deutsche Karneval hat sich einen Teil seiner Zähne selbst gezogen, hat sich Verhältnissen gebeugt, die zu größter Sorge Anlaß geben. Die Karawane zieht nicht mehr weiter. Sie hat bei uns endgültig Halt gemacht und ist dabei, uns ihren Willen aufzuzwingen. **Mark Teuber, Wolfsburg**

Tante Frieda Jung

Betr.: „Dickkoppsche Nadeln (Nr. 6)

Die bei Ihnen abgedruckte Geschichte meiner Ur-Großtante Frieda Jung erfreute sicherlich manche Leser — doch schade, daß Sie das „e“ in Frieda vergaßen. Das ist hoffentlich nur ein Druckfehler. **Eberhard Jung, Bad Godesberg**



Foto: photothek.net

Frontalunterricht: So lernen Schüler nach neuesten Studien erwiesenermaßen am Besten.

Verständnis für die Großeltern

Betr.: Junge Männer befragen Zeitzeugen von Flucht und Vertreibung

In Neubrandenburg gibt es seit zirka zwei Jahren eine ehrenamtliche Redaktionsgruppe, die unter anderem Interviews mit deutschen Heimatvertriebenen führt.

Es ist diesen jungen Männern wichtig, daß die deutschen Opfer nicht in ein falsches Licht gestellt werden.

Nach einem persönlichen Gespräch mit diesen jungen Männern (um die 30 Jahre alt), weiß ich, daß sie als Nachgeborene unsere Soldaten und unsere deutschen Heimatvertriebenen nicht mit Dreck bewerfen wollen.

Es ist die Generation ihrer Großeltern, die entweder gar nicht oder mit beschädigter Seele Krieg und Vertreibung erfuhren.

Diese jungen Männer wünschen ein offenes Gespräch zwischen den Generationen über das, was wirklich war. Ohne Anklage einerseits und Rechtfertigung andererseits. Für viele war Schweigen und Verdrängen die notwendige Überlebensstrategie, vielleicht hätte man die Wahrheit auch nicht ertragen.

Vielleicht wäre aber auch aus dem Mut zur Wahrheit eine neue Art von Nähe erwachsen?

Ich wünsche diesen jungen Männern weiterhin viel Schaffenskraft und, daß sie jeder weiteren maßlosen persönlichen Diffamierung gegenüber, standhalten und weiter machen.

Bringen auch Sie den jungen Männern Ihr Vertrauen entgegen und bestärken Sie sie darin weiterhin für die Wahrheit einzutreten, indem auch Sie Ihr Vertreibungsschicksal erzählen.

Die Redaktionsgruppe erreicht man unter: PF 101322, 17020 Neubrandenburg oder nbradio@web.de. **W. Reinert, Burg Stargard**

Von Kuschelpädagogik verschont

Betr.: „Mehr Bildung für Lehrer“ (Nr. 9)

In der Ausgabe Nr. 8 Ihrer Zeitung berichteten Sie von einer Untersuchung, die nachgewiesen habe, daß Frontalunterricht die effektivste Unterrichtsmethode sei. Erfolgreichen Praktikern ist dieses schon seit Jahren bewußt.

Besonders ältere Lehrer haben in ihrer Ausbildung diese Unterrichtsmethode noch richtig gelernt.

Die von den 68ern unterwanderte Kultusbürokratie bringt den Lehrern in der Lehrerfortbildung jedoch das Gegenteil bei. Das wollen die Konservativen bisher jedoch nicht wahrhaben.

So wird im neuen niedersächsischen Schulgesetz – Niedersachsen hat einen Kultusminister von der CDU – die Methodenfreiheit aufgehoben. Die Schulleitung kann den Lehrern bestimmte Unterrichtsmethoden vorschreiben.

Im Gesetz werden ausdrücklich Freiarbeit und Wochenplanunterricht erwähnt.

Ich hoffe im Interesse unserer Kinder, daß uns die alten Lehrer mit ihren veralteten Unterrichtsmethoden noch sehr lange erhalten bleiben und daß wir von Zwangsfortbildungen in sogenannter Kuschelpädagogik und Selbsterfahrung noch lange verschont bleiben. **Lutz Müller, Rodenberg**

Der Inhalt bestimmt die Unterrichtsform

Betr.: „30 Jahre in die falsche Richtung reformiert?“ (Nr. 8)

So unerwartet ist dieses Ergebnis dem Lehrer vor Ort sicher nicht. Da nicht jeder Lehrer auch zum Lehrer geboren ist, ist der Frontalunterricht für ihn optimal. Er sieht die Klasse vor sich und hat so die Chance des Blickkontaktes zu allen, was der Disziplin dient und den Lernerfolg fördert. Leider gibt es auch Lehrer, die selbst bei dieser Unterrichtsform ihre Klassen nicht im Griff haben. Aber auch dem „geborenen“ Lehrer kommt der Frontalunterricht in der Regel entgegen, zumal er ja auch kein starres Gerüst ist, sondern durch die Persönlichkeit des Lehrers sein eigenes Gesicht bekommt. Immer wieder hört man von Schülern, daß ihnen diejenigen Lehrer die liebsten sind, denen sie nicht auf der Nase herumtanzen können; auch die Duzerei, das gewaltsame Auf-eine-Stufe-Stellen von Lehrer und Schüler, macht sie nicht heiß.

Selbstverständlich gibt es Unterrichtsinhalte, die eine ihnen angemessene Arbeitsorganisation erfordern. Der Inhalt bestimmt die Form.

Erziehungswissenschaftler, aber auch Politiker, sind leider nicht selten von dem Ehrgeiz besessen, den Schulen ihren Stempel aufzudrücken. Die Überstempelung ist die Folge. Schulen werden in ständiger Unruhe gehalten, was niemandem, auch keiner Methode bekommt. **Gisela Pfeiffer, Berlin**

Franz-Josef Jung startet schlecht

Betr.: „‚Umstrittener‘ Rundumschlag“ (Nr. 7)

Auf oben genannten gut formulierten Beitrag gehört eine gepfefferte Antwort: Franz-Josef Jung, seines Zeichens Bundesverteidigungsminister, hat sich nicht gerade gut eingeführt mit dem Rauswurf von zwei Generälen – und das wie bei Vorgänger Struck ohne Anhörung.

Und nun räumt er auch, seinen Vorgänger noch übertreffend, mit der militärischen Vergangenheit auf: Letzte Traditionsreste werden ausgemerzt. Nicht nur Straßennamen mit Fliegern der „Legion Condor“ – deutsche Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg – werden abgehängt, sondern auch die Namen von bekannten Fliegern des Ersten Weltkriegs – wie Oswald Boelcke und Max Immelmann werden aus dem Verkehr gezogen.

Was sind das nur für Menschen, die die Erinnerung an verdiente Soldaten beseitigen wollen?

Bundeswehrchef Jung (übrigens CDU) beruft sich auf einen Beschluß des Bundestages aus dem Jahre 1998, alle Geschwader- und Kasernennamen, von Angehörigen der „Legion Condor“ zu tilgen. Erst nach sieben Jahren setzte Struck den Beschluß in Bezug auf das Flieger-As Mölders durch – bekanntlich unter viel Protest.

Zum Bescheid des Bundestages sei für die Unwissenden angemerkt, daß die „Condor“ ganz wesentlich dazu beigetragen hat, das Eindringen des Kommunismus in Europa zu verhindern. Die Mehrheit dar Parlamentarier war offenbar in Bezug auf dieses Stück Militärgeschichte auf dem linken Auge blind. **Dr. jur. Hans Georg Hess, Wunstorf**

Vernichtung unseres Lebensraum ist keine Lappalie

Betr.: „Auf Kollisionskurs“ (Nr. 3)

In Ihrem Titel setzen sie sich teilweise kritisch, teilweise polemisch mit „Greenpeace“ auseinander. Daß Japan entgegen der internationalen Meinung und Abkommen stur an seinem Walfangkurs festhält, daran hat sich die Welt ja gewöhnt und konsequenterweise erwähnen Sie es auch nicht. Sich kritisch mit „Greenpeace“ auseinanderzusetzen, erfordert aber auch, sich kritisch mit dem Grund der Aktionen auseinanderzusetzen. Und die Aktionen haben nicht vornehmlich das Ziel, neue Spendengelder einzuwerben, sondern auf bestimmte Mißstände aufmerksam zu machen, um gesellschaftliches Handeln in Gang zu bringen. Um Aufmerksamkeit zu erringen bedarf es des Publikums und der Medien, also bindet „Greenpeace“ auch gezielt die Medien ein, ist das verwerflich? Und daß die Finanzierung einer eigenen Flotte eines etwas höheren Etats bedarf als ein Dorfverschönerungsverein, sollte auch klar sein. „Greenpeace“-Aktivisten mit vermummten krawallbereiten Demo-Reisekadern gleichzusetzen, ist nicht nur dreist, sondern schon beleidigend. Mir ist keine „Greenpeace“-Aktion bekannt, in der Gewalt gegen Menschen oder sinnlose Zerstörungsorgien vorkamen. Wohl aber wurden Greenpeaceaktivisten selbst Opfer gezielter Gewalt gegen Menschen, wobei ich „körperlichen Zwang“ im Rahmen einer Polizeiaktion in diesem Fall nicht dazuzähle.

Wie die Mißstände, die „Greenpeace“ anprangert, zu bewerten sind, bleibt in einem Land mit Meinungsfreiheit natürlich jedem selbst überlassen, er sollte sich aber vorher objektiv informieren und auch eine eigene Meinung bilden. Wenn in einem Staat die Vergiftung oder anderweitige Vernichtung eines (unseres!) Lebensraums als Lappalie angesehen wird, ein Hausfriedensbruch in Form einer Schornsteinbesetzung dagegen als Kapitalverbrechen behandelt wird, so stimmt meines Erachtens mit den Verhältnissen etwas nicht. Und solange es solche Mißstände gibt, wird es auch „Greenpeace“ geben. Und jeder Spender kann selbst entscheiden, ob er „Greenpeace“ unterstützt, aber verweigern Sie Ihrem Staat mal die Steuerzahlung! Insofern ist „Greenpeace“ zutiefst demokratisch, denn jeder kann ganz einfach mit den Füßen abstimmen und, wie Sie zum Schluß ganz richtig schreiben, der Schatzmeister wird es merken. **Friedrich Engels, Trippstadt**

Breit gefächert

Betr.: „Elternpartei macht mobil“ (Nr. 6)

So sehr ich dafür bin, daß die Eltern endlich aufwachen, so sehr bin ich gegen eine Elternpartei, in der sich auch nur die lauteste Interessengruppe durchsetzen dürfte.

Es gibt ja zum Beispiel zur Ganztagsschule, zum dreigliedrigen Schulsystem, zum Integrationsunterricht, zum Sitzenbleiben und zur Benotung auch bei den Eltern sehr unterschiedliche Meinungen. Von der Ausländerproblematik einmal abgesehen. Und da muß nicht bestimmen, wer am lautesten kräht.

Die Eltern brauchen differenzierte Mitentscheidungsmöglichkeiten, in denen die Individuen sich artikulieren können, was natürlich schwierig ist und oft auch Mut erfordert. Wir brauchen aber ein Schulangebot, das breit gefächert ist und die Freiheit der Schulwahl nicht einengt.

Dazu gehört eben auch das Bemühen, unterschiedlichen Wünschen, Erfahrungen und Zielen Rechnung zu tragen. **Matthias Ganschow, Weimar**

Abwendung von der eigenen Vergangenheit

Betr.: „Das Jahr danach“ (Nr. 1)

Wie gering das Interesse der Fernsehzuschauer an der deutschen Vergangenheit ist, zeigen die Einschaltquoten vom Abend des 10. Januar: Einen Unterhaltungsfilm bei der ARD sahen 8,25 Millionen Zuschauer, einen Krimi bei RTL sahen 6,25 Millionen, an der neu geschnittenen ZDF-Dokumentation „Stalingrad“ waren nur 3,82 Millionen Zuschauer interessiert. Nach dem obligatorisch notwendigen Hinweis auf angebliche „Verbrechen der Deutschen Wehrmacht“ war der Bericht dann ein durchaus wahrheitsgemäßes Dokument über diesen erschütternden Vorgang in der Geschichte des Zweiten Weltkriegs.

Phantasieprodukte von Fernsehautoren – ob aufregend oder unterhaltend – finden in der heutigen Zeit mehr Interesse als ein tatsächliches Geschehen, dem Väter oder Großväter ausgesetzt waren, die keine Wahl hatten, diesem Martyrium zu entgehen. Abwendung von der historischen Vergangenheit, Abwendung von Staat und Politik, das trägt zum moralischen Niedergang unseres Volkes bei. Die „reeducation“-Propaganda der Siegermächte und die politische Beeinflussung der linken 68er Generation haben diese Entwicklung gefördert. Die Kriegs- und Nachkriegsgeneration wird sich wohl damit abfinden müssen, daß sie als die verführte und die „durch eigene Schuld“ im Krieg und in der Nachkriegszeit gelittene Generation in die Geschichte Deutschlands eingehen wird. Sie hat keine Macht mehr, die Verhältnisse zu ändern. **Döring-Ernst v. Gottberg, Kiel**

Pistole des Bruders gefunden

Betr.: Ostpreußen

Wie in jedem Jahr so waren wir 2005 wieder in unserer geliebten Heimat im Ermland. Wir ließen uns vom deutschen Bauern Georg Schmidt nach Packhausen, Kreis Braunsberg, fahren, auf das Trümmergrundstück meiner Eltern, Arthur und Maria Steffen.

Der Pole, welcher auf dem Fundament unseres Pferdestalles ein kleines Häuschen gebaut hat, kam gerade vom Schwimmen aus dem großen Teich. Mein Mann fragte den Polen nach dem Wasserstand, die Antwort: „Nachdem ich ihn ausgemodert hab, zwei Meter.“

Da wurde ich hellhörig. „Ausgemodert? Haben Sie eine Pistole gefunden?“ „Ja eine Pistole und zwei Jagdgewehre, die schießen noch.“

Nun zur Vorgeschichte. Meine Mutter hatte die Pistole meines Bruders, als die Russen näherrückten, in eine Milchkanne in den Brunnen geworfen, die Kanne schwamm oben, so angelte meine Mutter sie mit einer Stange raus und warf sie und die zwei Jagdgewehre meines Vaters in den großen Teich. **Gertrud Fehlau, Düren**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Von Peter Hild

»Nieder mit den Geschichtslügen«

Historiker Jörg Friedrich wehrt sich gegen die Minderbewertung deutscher Opfer

Jörg Friedrich – dieser Name ist Programm. Schon immer ist er ein kritischer Geist gewesen. Früher taugten seine Geschichtsbücher dazu, uneingeschränkte Wehrmachts-Verehrer auf die Palme zu bringen – heute hilft er mit, linke Lebenslügen zum Einsturz zu bringen. Auch deutsche Kriegsopfer sind unserer Trauer wert! Weiten Kreisen wurde er 2002 bekannt durch sein Werk „Der Brand“ über die britischen und amerikanischen Bombenangriffe auf deutsche Städte und deren hunderttausende Todesopfer unter den Zivilisten. Ein Jahr darauf kam der dazugehörige Bildband „Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs“ heraus. Die teilweise schockierenden Fotos der deutschen Opfer erzeugten in politisch korrekten Kreisen Empörung. Die jüdische Amerikanerin Susan Sonntag gab Friedrich jedoch Unterstützung. Ein solches Werk war notwendig und längst überfällig. Wenige Tage vor Ausstrahlung des ZDF-Zweiteilers über Dresden sprach Friedrich in der Gedenkbibliothek zu Ehren der Opfer des Stalinismus am Nikolaikirchplatz in Berlin über die Gedenk-Empfindlichkeiten der Deutschen.

Der 1944 geborene Historiker begann seine Ausführungen über das „Untergangs-Trauma“ der Deutschen anhand des Scheiterhaufens auf dem Dresdner Altmarkt. Das SS-Kommando Streibl habe die Verbrennungstechnik im KZ Treblinka entwickelt. Man habe diese Experten mit der effizienten Entsorgung der Leichname beauftragt. Die SS-Männer stapelten die Bombentoten auf einem Rost aus Eisenbahnschienen. Das gleiche Verfahren sei wegen der Seuchengefahr für die „Herrenmenschen von Dresden“ angewandt worden wie in den Lagern für die Juden, die aus Dresden vertrieben worden sind.

Der Ort der Verbrennung inmitten der Elb-Metropole ist den Dresdnern heute noch gegenwärtig. Allerdings mehr im Seelischen als daß ihnen der tatsächliche Ort bekannt ist. Geschäftsinhaber am Altmarkt meinen, er sei heute durch ein von unten angeleuchtetes Glasfenster auf dem Boden markiert. Andere vermuten eine Plakette. Ein Architekt nennt eine unterschiedliche Pflasterung als den Ort des damaligen Geschehens, der Kulturbeauftragte des Oberbürgermeisters einen „rußigen Fleck“ vor McDonald’s. Nichts davon stimmt. Der als Parkplatz genutzte authentische Ort trägt sein „inneres“ Denkmal.

Einer von über 100 Vorträgen Friedrichs über „Den Brand“ konnte in Dresden 2004 nur unter Polizeischutz durchgeführt werden: „Eine lautstarke Minderheit frohlockte über die Massentötung.“ Friedrich war so ehrlich, zuzugeben, daß auch er früher ähnlich dachte – und sich äußerte. Als er in der früheren Lazarett- und Barockstadt Würzburg den Jura-Professor Spendel traf, entgegnete er dem Zeitzeugen der Zerstörung: „Das tut mir gut, wenn ich die Bombenschäden sehe.“ Es sei eben die „Antwort der Zivilisation auf die Herabwürdigung von Juden als Ungeziefer“ gewesen. Ähnlich mitleidslos wie die Verblendeten, die kürzlich am Münchner Marienplatz verkündeten: „Bomber Harris – do it again!“

Den damals 40jährigen Friedrich hatte der empörte Professor in Würzburg damals keiner Antwort gewürdigt. Er wird sich wohl gedacht haben: Diesem Mann hilft nur das Älterwerden. Die Einsicht kam Friedrich, als er die Einzelheiten, die Art und Weise des Untergangs von Menschen aus der Nähe betrachtete.

Das Münchner Transparent „Bomber Harris – do it again!“ hat für deutsche Gerichte nichts Strafwürdiges. Der couragierten Gigi Romeiser, die dies zur Anzeige brachte, wurde zur Begründung mitgeteilt, Harris lebe nicht mehr, daher könne es keine zweite Auslöschung Dresdens geben. Das Andenken Deutscher, die nicht in Konzentrationslagern glitten haben, ist juristisch offensichtlich aber nicht beleidigungsfähig.



US-Soldat im zerstörten Köln 1945: Während die Deutschen ihre Schuld stets betonen, beteuern die Alliierten ihre Unschuld. Foto: Ullstein

Friedrich erzählt von zwei fünfjährigen Mädchen in den letzten Kriegstagen, die „Huckekästchen“ spielten. Hannelore und Ingrid. „Ingrid war einfach im falschen Quadrat.“ In jenes Haus, in dessen Keller während des Angriffs neben anderen auch die beiden Mädchen mit ihren weiblichen Familienangehörigen Schutz suchten, krachte eine Fliegerbombe. Ingrid wurde von der einstürzenden Decke lebendig begraben. Hannelore saß 20 Zentimeter vom Krater entfernt und überlebte. Hat Ingrid nun „die gerechte Strafe“ erhalten? Und weswegen ist Hannelore – ebenfalls Deutsche – der Kollektivstrafe entkommen?

30 Millionen Deutsche, so der heute 62jährige Friedrich weiter, seien während des Zweiten Weltkrieges in Städten wohnhaft gewesen, 50 Millionen auf dem Land. Seien die angegriffenen Städter, des Schreckens leibhaftig, schuldiger gewesen als die Landbevölkerung? Welche Logik steckt dahinter? War deren Tod eine verdiente Strafe für deutsche Täterschaft? Wenn nicht, was war der Bombenkrieg dann?

Ein Drittel des britischen Kriegsetats floß in die „fliegenden Standgerichte“, welche eine halbe Million pauschale Todesurteile fällten, einschließlich der „Sklavenarbeiter“ und Kriegsgefangenen. „Die Massentötung aus der Luft ist eine Psychologin. Die Überlebenden sollen etwas: sich dem Willen des Bombardierenden fügen.“ Diese Unterwerfung haben die Deutschen damals nicht fertiggebracht. „Die Deutschen ignorierten die Botschaft der Bombe. Sie – die Deutschen als Gesamtheit – opferten ihre Familien.“

Friedrich kritisiert seinen Kollegen Müller vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, für den es zwischen einem Kind in Auschwitz und einem in Hamburg einen „gewaltigen Unterschied“ gebe. Das deutsche Kind habe ja vor dem Feuersturm in Hamburg „raus“ gekonnt. Jörg Friedrich ist diese Verrechnungskultur leid.

Die „deutsche Schuld“ als Standard-Argument, um alles Leid, welches die Deutschen erlitten haben, zu rechtfertigen, wird hierzulande von Theologen, Professoren und Moralisten gerne bemüht. Zugleich treffe man in deutschen Zeitungen auf eine weit entwickelten Mitleidskultur. Die Deutschen seien die größten Mitleidenden. Mit einem einzigen Unterschied: bei Wunden des eigenen Volkes.

Friedrich resümiert: „Die Deutschen kennen kein Mitleid mit ihren eigenen Toten. Die Toten, denen wir etwas schuldig sind, müssen irgendwo schuldig sein. Die völlige Vogelfreiheit der Vertriebenen war gleichzeitig etwas Gutes und Böses.“ Für die 68er-Generation hatte dies seine Richtigkeit. „Durch eine solche schmachvolle Unterwürfigkeit bin ich und sind viele meiner Freunde, Götz Aly beispielsweise, auf die Vergangenheitsbewältigung gekommen. Inzwischen verstehe ich besser als in meinen 40er und 50er Jahren, daß das, was wir Verdrängung nannten, das eigentlich Normale ist. Sie finden in England keinen, der sich mit dem Bombenkrieg auseinandersetzt. Sie finden in Amerika schwerlich jemanden, der sich mit der Sklaverei, mit der Indianer-Massakrierung, mit dem Hiroshima-Bombardement auseinandersetzt. Sie finden auch in der Sowjetunion niemanden, der sich gerne mit dem GULag auseinandersetzt. Das ist ein Reflex der Menschen, über diese Schattenbereiche der eigenen Geschichte den Mantel des Vergessens zu breiten.“

Bei den Teilnehmern und Mitwissern der NS-Verbrechen hat es sich laut Friedrich um eine Minderheit gehandelt: „Wenn man alle Parteibonzen, Gestaposchergen, Blutrichter, Wehrmachts-Einheiten, die an Kriegsverbrechen beteiligt waren – Rückwärtige Heeresgebiete, Geheime Feldpolizei – zusammenzählt, kommt man auf eine Zahl zwischen ein und zwei Millionen. Diese haben in einem Halbdunkel – in der Regel wurde abgeschirmt – ohne die Kenntnis und die Zustimmung der anderen 79 oder 78 Millionen ihrem Handwerk gefrönt, überwiegend aber geschwiegen. Und das unterscheidet die Beteiligung der Nation an NS-Verbrechen, für die sie natürlich eine politische Verantwortung trägt, in einem qualitativen Ausmaß von den von den Deutschen eingesteckten Greueln, jenem Untergangs-Trauma der Massenvergewaltigung und -vertreibung und -tötung im Bombenkrieg wie auch bei Flucht und Vertreibung.“

Musik als ein Zeichen der Versöhnung

Mitglieder der Breslauer Oper führen Wagners »Ring des Nibelungen« in der Jahrhunderthalle auf

Von Helga Beck

Musikfreunde, speziell die der Werke Richard Wagners, erwartet im Herbst ein ganz besonderes Ereignis. Im Oktober wird der berühmte „Ring des Nibelungen“ in voller Länge aufgeführt, und das an einem spektakulären Ort: der Jahrhunderthalle in Breslau. Der gewaltige, von 1911 bis 1913 errichtete Bau bringt noch heute die Architekten zum Staunen. Entworfen wurde er von dem 1870 in Stettin geborenen Max Berg, der von 1909 bis 1925 als Stadtbaurat in Breslau wirkte, konstruiert von dem Ingenieur Trauer. Die Halle aus Stahlbeton wurde zu einem „Horazschen ‚monumentum aere perennius‘, zu einem Denkmal dauerhafter als Erz“, wie der Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt betont. „Das mag mit ihrer Anfangsbestimmung zusammenhängen“, so Pehnt. „In der Tat war sie als Denkmal errichtet worden, zum 100. Jahrestag des Befreiungskrieges gegen Napoleon. Eröffnet wurde sie mit einem Festspiel, das der schlesische Hausdichter Gerhart Hauptmann in Knittelversen reimte und der Berliner Regiestar Max Reinhardt inszenierte.“

Wenn auch die Namen der beteiligten Künstler an der Aufführung im Oktober nicht ganz so illustre sind wie bei der Eröffnung, so wird doch die Hauptdarstellerin aus Beton die Besucher beeindrucken. Mit 67 Metern Durchmesser übertrifft die größte Massivkuppel der Welt sogar das Pantheon in Rom um die halbe Spannweite, und das Gebäude ist dreimal so groß wie der Petersdom. Atemberaubend dieser 42 Meter hohe Raum mit seinen 95 Metern Spannweite.

Neben dem Zentralbau findet sich eine Kolonnade, die von Hans Poelzig entworfen wurde. Der Berliner Poelzig war 1900 nach Breslau gegangen, um an der dortigen Kunst- und Kunstgewerbeschule zu lehren. Poelzig entwarf auch ein Ausstellungsgebäude mit vier Kuppelsälen, das sich ebenfalls neben der Jahrhunderthalle befindet.

Und nun die Aufführung aller vier Teile von Wagners „Ring“ in diesem einmaligen Bauwerk, das von Kennern neben dem Eiffelturm als technisches Meisterwerk besonderer Art geschätzt wird. „Breslau ist“, so die Veranstalter, „mit diesem Werk Wagners auf eine außergewöhnliche Weise verbunden: Als der deutsche Architekt Max Berg die Pläne entwarf, die 1913 zum Bau der Jahrhunderthalle führten, um deren Aufnahme in die Liste des durch die Unesco zu schützenden Weltkulturerbes heute geworben wird, beruft er sich für die Architektur dieses Gebäudes ganz direkt auf das Opernwerk von Richard Wagner und sieht in ihrer Konstruktion eine Materialisierung des mythischen Walhalls, jenes in den nordgermanischen Sagen überlieferten Göttersitzes, der ihm über das Wagnersche Drama faßbar geworden war.“



Foto: Oper Breslau

Großes Theater erwartet den Besucher: Szene aus „Rheingold“ von Richard Wagner

Ein 120köpfiges Orchester, ein Chor mit 150 Mitgliedern und Solisten internationaler Opernbühnen unter der Leitung der Intendantin der Breslauer Oper, Prof. Ewa Michnik, und der Regie von Hans Peter Lehmann werden die Zuhörer in ihren Bann ziehen. Das gigantische Bühnenbild ist 50 Meter lang und 28 Meter hoch. „Multimediale Effekte und Filmprojektionen in dem zentralen Stahlbetonkuppelbau der Breslauer Jahrhunderthalle werden die Zuschauer begeistern“, sind sich die Veranstalter sicher. „Die hervorragende Symbiose zwischen der Architektur der Jahrhunderthalle und der Botschaft des Operndramas verleiht der Breslauer Aufführung eine Einzigartigkeit, die in ganz Europa ihresgleichen sucht.“

Zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg werden in der Stadt, die einst für ihre „Wagnernächte“ berühmt war, Kompositionen von Richard Wagner erklingen. „Die Darstellung des Wagnerschen Dramas durch ein polnisches Theater eben hier in Breslau hat eine große Bedeutung“, betonen die Veranstalter, „ist sie doch dazu angetan, die 50 Jahre andauernden Vorurteile zu widerlegen, die das Verhältnis der Polen zum Werk des hervorragenden deutschen Komponisten in der Nachkriegszeit belastet haben.“

„Das größte musikalische Theaterwerk des 19. Jahrhunderts birgt Botschaften von überraschender Aktualität und überzeitlichem Charakter. Vor den Augen der Zuschauer spielen sich Weltschicksale ab, deren großes Gewebe von kleinen menschlichen Gemeinheiten durchflochten wird, öffnen sich dämonische Tiefen, treiben menschliche Leidenschaften hoch. Gerade weil sich in den mythischen Szenen unsere gegenwärtigen Probleme widerspiegeln, können wir dem Sog der dramatischen Situationen nicht widerstehen, in denen sich die Personen des Dramas vorfinden und handeln. Richard Wagners Schaustück ist ein Werk, gegen welches keiner gleichgültig bleiben kann, da es jeden betrifft!“

Aufführungen: 1. Teil „Das Rheingold“, 6. Oktober, 19 Uhr; 2. Teil „Die Walküre“, 7. Oktober, 17 Uhr; 3. Teil „Siegfried“, 13. Oktober, 17 Uhr; 4. Teil „Götterdämmerung“, 15. Oktober, 16 Uhr. Kartenpreise für einzelne Vorstellungen: 35 Euro, 25 Euro, Abonnement für Wagnerfestspiele (alle vier Vorstellungen) 75 Euro, 60 Euro. Kartenvorbestellung: Anna Leniart, Telefon (00 48) 6 04 29 21 43, E-Mail anna.leniart@interia.pl (in deutscher Sprache).

Fundgrube für Lenz-Freunde

Siegfried Lenz zählt zu jenen Autoren, die das dtv-Programm fast seit Verlagsgründung mitprägen. Erster Lenz-Band bei dtv war 1963 der Roman „Der Mann im Strom“, der seitdem ununterbrochen lieferbar ist (mittlerweile in der 35. Auflage). Derzeit sind 13 Romane, zehn Erzählbände, eine Kassettenausgabe der Erzählungen 1949 bis 1984 sowie vier Bände mit Essays und Aufsätzen im Handel. Der Band „Zaungast“ ist jetzt erstmals auch als Taschenbuch erschienen.

Anläßlich des 80. Geburtstags von Siegfried Lenz erscheinen drei seiner bekanntesten Romane in neuer Ausstattung: „Deutschstunde“ (592 Seiten, dtv 13411, 10 Euro), „Das Vorbild“ (496 Seiten, dtv 13412, 12 Euro) und „Heimatmuseum“ (816 Seiten, dtv 13413, 14,50 Euro). Alle Bände wurden neu und großzügig in gut lesbarer Schrift mit breitem Satzspiegel gesetzt. Weitere Bände sollen sukzessive in dieser Ausstattung folgen. Ebenfalls wieder lieferbar zum Geburtstag ist der Roman „Die Auflehnung“ (368 Seiten, dtv 13281, 9,50 Euro). Aus den 1970er Jahren stammen die 13 Erzählungen, die unter dem Titel „Einstein überquert die Elbe bei Hamburg“ zusammengefaßt sind (229 Seiten, dtv 1381, 9 Euro). Auch der vierte Roman aus der Feder von Siegfried Lenz, „Brot und Spiele“ aus dem Jahr 1959, ist als Taschenbuch erhältlich (238 Seiten, dtv 13329, 9 Euro). 1985 erschien der Roman „Exerzierplatz“ (458 Seiten, dtv 10994, 14 Euro), fünf Jahre später folgte „Die Klangprobe“ (332 Seiten, dtv 11588, 9,50 Euro). Für Freunde des Schriftstellers Siegfried Lenz eine wahre Fundgrube. *SiS*

Wörter sind wie »geladene Pistolen«

Dem Schriftsteller Siegfried Lenz aus Lyck zum 80. Geburtstag

Von Silke Osman

Über einen Mann zu schreiben, der nur wenig von seinem Privatleben preisgibt, dazu einem Schriftsteller gerecht zu werden, der mit seinem Werk Höhen und Tiefen erlebte, an dem sich die Geister bis heute scheiden, ist nicht leicht. Ein Versuch soll dennoch unternommen werden, zumal dieser „merkwürdige Fall in der deutschen Literatur“ (Fritz J. Raddatz) am 17. März seinen 80. Geburtstag begehen konnte.

Doch wo beginnen? An diesem 17. März 1926, als im ostpreußischen Lyck Luise und Otto Lenz ein Sohn geboren wurde, den sie Siegfried nannten? Oder bei seinen ersten Gehversuchen als „homme de lettres“, wenn auch nicht als Literat, so doch als Volontär bei der Tageszeitung „Die Welt“. Einer Zeit, da er auch hin und wieder *Das Ostpreußenblatt* besucht haben soll, wie Kollegen aus den Kinderjahren der Wochenzeitung einst glaubhaft versicherten. Der Kulturredakteur Erwin Scharfenorth schrieb schon 1951 im Blatt: „Siegfried Lenz umgeht die Fragen, die uns Heutige bewegen, nicht, er setzt sich mit ihnen auseinander. Sein geradezu drängendes Erzählertalent verbindet sich glücklich mit einem kurzgeknoteten, oft in sarkastische Wendungen gekleideten Humor. Die zuchtvolle, klangreine Sprache läßt den schöpferischen Menschen und Dichter erkennen. Man darf noch viel von ihm erwarten.“ Was soll man erzählen, woran soll man erinnern? An das Jahr 1966, als er von der Landsmannschaft Ostpreußen mit der Verleihung des Literaturpreises geehrt wurde? 1955 schon waren Erzählungen aus seiner Feder unter dem Titel „So zärtlich war Suleyken“ erschienen, in denen er seiner engeren Heimat Masuren ein Denkmal setzte. Entstanden war diese „menschliche Komödie im Miniaturformat“ (Marcel Reich-Ranicki) in einer schöpferischen Pause, nachdem der zweite Roman „Duell mit dem Schatten“ sich als ein Mißerfolg entpuppt hatte. Lenz erdachte die Geschichten um die Leutchen in Masuren für seine erkrankte Frau Lieselotte. Die Therapie mit masurischem Humor half schnell. Der erste Roman übrigens, „Es waren Habichte in der Luft“, erschien schon 1951 und war ein solcher Erfolg, daß Siegfried Lenz mit seiner Frau Lieselotte (sie starb nur wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag) auf einem Bananendampfer nach Marokko reisen konnte. Thomas Mann, der in der Jury für den René-Schickele-Preis saß und über den Roman zu befinden hatte, notierte in seinem Tagebuch: „Nicht schlecht.“

Noch heute verbindet man mit dem Namen Siegfried Lenz den schlitzohrigen Humor der Masuren, ihre Pfiffigkeit und ihre Lebensart. Später waren die heimatvertriebenen Ostpreußen lange Zeit nicht gut zu sprechen auf ihren immer berühmter werdenden Sohn, hatte er doch 1970 den damaligen Bundeskanzler Willy Brandt mit nach Warschau begleitet und sich schon sehr früh vom Verzicht auf die Ostgebiete gesprochen. Viele werden ihm noch immer zürnen, die meisten aber zeigen sich versöhnt mit dem damaligen Querdenker, haben sich doch seine Vorstellungen von einer Partnerschaft zwischen bundesdeutschen und ostdeutschen Städten längst auch in der landsmannschaftlichen Arbeit als Basis für ein Miteinander bewährt. Sie sehen in Lenz den Landsmann, der es „zu was gebracht“ hat und auf seine Weise von den Besonderheiten Ostpreußens kündet. Sie sehen in ihm den Schriftsteller, der mahnend das Wort erhebt gegen Totalitarismus und für mehr Humanität und Völkerverständigung. Mit seinen Romanen „Deutschstunde“ (1968) und „Heimatmuseum“ (1978) erregte der Schriftsteller noch einmal die Gemüter. Die Bewältigung der jüngeren deutschen Vergangenheit und den Verzicht auf Heimat thematisierte er nicht nach jedermanns Geschmack. Wenn auch die Kritik Siegfried Lenz immer wieder einmal arg zauste, die Leser liebten ihn dennoch, denn nicht umsonst liegt die Gesamtauflage seiner Bücher bei ungefähr 25 Millionen Exemplaren. Im Verlauf von 60 Jahren entstanden Romane, Erzählungen, Essays, Hörspiele, Bühnenstücke; einige Romane wurden verfilmt, etwa gerade jetzt zum 80. Geburtstag „Der Mann im Strom“, den die ARD am 15. März ausstrahlte. Die Bücher wurden in 22 Sprachen übersetzt, Lenz erhielt Ehrungen und Preise ohne Ende. Doch scheiden sich bei ihm noch immer die Geister – entweder man mag Lenz, besser seine Bücher, oder man mag sie nicht. Leicht macht er es seinem Publikum nie. Der Leser muß mitdenken; er wolle kein fertiges Urteil liefern, so Lenz, sondern möglichst neutral eine Problematik darstellen. Daß er dabei so manche, sich spannend entwickelnde Geschichte nicht zu Ende erzählt, wird der eine oder andere als bedauerlich empfinden.

Sein Credo legte Lenz schon 1966 ab, als er im „Hamburger



Foto: Astrid Boelter

Siegfried Lenz: Blick in die Dichterklause

Abendblatt“ schrieb: „Ein Schriftsteller ist ein Mensch, den niemand zwingt, das zu sein, was er ist; zum Schriftsteller wird man weder bestellt noch berufen, wie etwa ein Richter. Er entschließt sich vielmehr freiwillig dazu, mit Hilfe des schärfsten und geheimnisvollsten Werkzeugs – mit Hilfe der Sprache die Welt zu entblößen, und zwar so, daß niemand sich in ihr unschuldig nennen kann ... Wenn er seine Wahl getroffen hat, sollte er wissen, daß Wörter ‚geladene Pistolen‘ sind oder es sein können, und darum erwarte ich vom Schriftsteller, daß er, da er keine äußere Verpflichtung anerkennt, zumindest sich selbst ein Versprechen gibt; ein Versprechen, das er in seiner Einsamkeit ständig erneuert: Es läuft auf die stillschweigende Verpflichtung hinaus, die Sprache zu verteidigen und mit den Machtlosen solidarisch zu sein, mit den vielen, die Geschichte nur erdulden müssen und denen Hoffnungen verweigert werden.“

Wer mehr über Siegfried Lenz, sein Leben, seine Bücher erfahren will, der findet eine Fülle von Informationen in der kritischen Biographie, die **Erich Maletzke** *schrieb:* ***Siegfried Lenz, Eine Biographische Annäherung****, Klampen Verlag, Springe, 204 Seiten, zahlr. sw Abb., gebunden mit Schutzumschlag, 16,80 Euro.*

Spiegelbild

Ausstellung zeigt Berlin in der Kunst

Zum ersten Mal seit der Wiedervereinigung zeigt das Kunstforum der Berliner Volksbank unter einem Dach eine Ausstellung von Berliner Stadtgemälden nach 1945. Zu sehen sind 90 Werke, unter anderem von Harald Metzkes, Rainer Fetting, Rita Preuss, Konrad Knebel und Carl Heinz Kliemann. Sie stammen aus der Sammlung des Stadtmuseums Berlin, hervorgegangen aus den Beständen des Märkischen Museums (Ost) und des Berlin Museums (West), 1995 zur Stiftung Stadtmuseum Berlin vereint. Beginnend mit Nachkriegs-Ruinenlandschaften über Bilder aus den Hälften der geteilten Stadt spannt sich der Bogen von Motiven und künstlerischen Handschriften hin zu Arbeiten, die sich den Veränderungen nach dem Fall der Mauer widmen.

Die Ausstellung ist unterteilt in fünf Zeitabschnitte. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges überwiegen Bildthemen, welche die Zerstörungen noch ganz unmittelbar umsetzen. Bestimmend ist die Auseinandersetzung mit dem Erlebnis von Verfolgung, Not, Tod und Zerstörung. Mit Gründung der DDR wird Ost-Berlin Hauptstadt des neuen Teilstaates, West-Berlin wird „Schaufenster des Westens“. In zwei unterschiedlichen Gesellschaftssystemen entwickeln sich nebeneinander zwei unterschiedliche Ausprägungen von Stadtbildmalerei. Im Osten symbolisieren Aufbauszenen den sozialistischen Neuanfang. Im Westen herrscht die „Weltsprache der Abstraktion“ vor.

Der Mauerbau im August 1961 zementiert die unterschiedlichen Positionen in Ost und West. Die Entwicklung der 60er und 70er Jahre wird im Osten von Realisten geprägt, die in der Tradition des deutschen Impressionismus und Expressionismus stehen. In den 80er Jahren gelingt es dem System immer weniger, die Kunst inhaltlich und formal zu bestimmen. Die letzte Gemeinsamkeit besteht in einem Realismus, der sich mitunter nur noch im Titel und in vagen Anklängen an die Vorlage hält.

Die Tradition des Berliner Realismus riß auch im Westen nie völlig ab. Im speziellen Klima der Frontstadt des Kalten Krieges gedeiht die Politisierung der Kunst. In den späten 70er Jahren wird der Blick über die Mauer zum Thema. Von den Ereignissen des 9. November 1989 werden auch die Künstler überrascht. Die Prägung durch, bisweilen auch gegen das eigene politische System läßt sich nicht sogleich abschütteln. Dennoch, thematischer Fokus der Stadtbildmalerei wird das Zusammenwachsen Berlins.

Die Ausstellung präsentiert heute das Spiegelbild einer einzigen Sammlung. Diese ist nicht natürlich gewachsen, sondern Ergebnis der wechselvollen Berliner Nachkriegsgeschichte. Das scheinbare Manko der Vereinigung verschiedener Sammlungen bietet jedoch im Gegenzug Raum für Entdeckungen, für eine Erweiterung der Sicht auf eine höchst lebendige und differenzierte Kunstentwick-lung und auf eine Gattung, die an Aktualität nichts eingebüßt hat. *pm*

Die Ausstellung im Kunstforum, Budapester Straße 35, 10787 Berlin, ist täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet, Führungen sonntags 11 Uhr, bis 17. April.

Aus dem Dunkel geholt

Beispiele für drei Jahrhunderte Zeichenkunst werden in Cottbus präsentiert

Aus den meistenteils flüchtig hingeworfenen Zeichnungen leuchtet der Charakter und die Manier des Künstlers oft kühner und entschiedener als aus den Gemälden hervor“, befand schon Wilhelm von Humboldt 1830. Unter allen Ausdrucksformen auf dem weiten Gebiet der bildenden Kunst ist die Zeichnung mit Sicherheit die spontanste und die unmittelbarste. Es ist jedoch ihr Schicksal, daß sie, einmal für Wert befunden, in eine Kunstsammlung aufgenommen zu werden, aus konservatorischen Gründen kaum das schützende Dunkel der Depots verläßt.

Viele große Werke dieser Kunstgattung, sorgfältig verwahrt in den Kassetten, Mappen und Grafikschränken der Museen, sind daher nur wenigen Spezialisten im Original bekannt. Der fragile Bildgrund und die überaus große Lichtempfindlichkeit von Arbeiten auf Papier erlauben stets nur eine kurz andauernde Präsentation in der Öffentlichkeit. Deshalb besitzen solche Ausstellungen, gerade wenn es sich um Beispiele vergangener Jahrhunderte handelt, Seltenheitswert.

Für die Ausstellung „Zeichenkunst aus drei Jahrhunderten“ öffnet das Stadtmuseum Berlin für zwei Monate seine Schatzkammer und gewährt im Cottbuser Kunstmuseum Dieselkraftwerk einen Einblick in seine reichen Bestände. Die Graphische Sammlung, innerhalb der Stiftung Stadtmuseum Berlin, entstand wie diese im Jahr 1995 hauptsächlich aus dem Zusammenschluß von Berlin Museum und Märkischem Museum und umfaßt rund 90 000 Blätter vom späten 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, darunter etwa 20 000 Handzeichnungen einschließlich der Aquarelle, Pastelle und Gouachen. Aus dieser enormen Fülle von Arbeiten wurden 100 herausragende Zeichnungen von insgesamt 67 Künstlern aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert ausgesucht. Die Ausstellung gestattet somit einen Blick auf das facettenreiche Bild der Zeichenkunst in Berlin vom friderizianischen Rokoko und den Anfängen einer bürgerlich ausgerichteten Kunst im ausgehenden 18. Jahrhundert über den Klassizismus Johann Gottfried Schadows und Karl Friedrich Schinkels hin zu freien, romantisch durchdrungenen Darstellungen zum Beispiel Carl Blechens, dem Realismus Adolph Menzels und der expressiven Kunst Ludwig Meidners bis zu George Grosz und Christian Schad am Ende der Weimarer Republik.



Foto: Museum Cottbus

Adolph von Menzel: Wintermarkt (Deckfarbe, Kreide / Tonpapier, 1862)

Die getroffene Auswahl ermöglicht nicht nur eine einzigartige Begegnung mit zahlreichen Spitzenwerken von bekannten und weniger bekannten Künstlern, sie gibt darüber hinaus auch Einsicht in die erstaunliche Bandbreite der Gattung Zeichnung. Diese reicht von Porträts über Stadtansichten, Landschaftsdarstellungen, Architekturzeichnungen, Karikaturen,

> Eine erstaunliche Bandbreite der Gattung Zeichnung

Genredarstellungen und Milieuzeichnungen bis hin zu Vorlagen für Gemälde. Auch die vielfältigen technischen Möglichkeiten im Bereich der Zeichenkunst werden dem Betrachter in den ausgewählten Werken vor Augen geführt.

Neben der klassischen Handzeichnung, ausgeführt mit Bleistift, Kohle, farbiger Kreide, Feder oder Pinsel, sind ein Großteil der Arbeiten Aquarelle, Deckfarbenblätter, Pastelle sowie Mischtechniken, die, vollendet ausformuliert, in einzelnen Fällen gemäldeartige Wirkung erzielen. *kmd*

Die Ausstellung im Kunstmuseum Dieselkraftwerk, Spremberger Straße 1 / Ecke Altmarkt, 03046 Cottbus, ist Dienstag und Donnerstag von 10 bis 20 Uhr, Mittwoch, Freitag und Sonntag von 10 bis 18 Uhr, Sonnabend von 14 bis 18 Uhr geöffnet, Eintritt 2,30 / 1,30 Euro, bis 30. April.

Die Frauen umschwärmten ihn bis zum Tod

Berühmte Liebespaare: Der Maler Alexej von Jawlensky, Marianne von Werefkin, Zofe Helene und ...

Von ESTHER KNORR-ANDERS

Alexej von Jawlensky war 57 Jahre alt, als er 1921 nach Wiesbaden kam, 1922 zog er in die Beethovenstraße. Er konnte nicht ahnen, daß diese hessische Stadt einmal zur international berühmten Heimstätte seines expressionistischen, von vielen abgelehnten und von vielen bewunderten Bildwerks werden würde. Mit 56 Gemälden – Porträts, Stilleben, Landschaften – und 34 Zeichnungen (darunter 14 Dauerleihgaben) ist diese Sammlung im Museum Wiesbaden an Umfang und Vielfältigkeit schier unüberbietbar.

Blickfang beim Betreten des Jawlensky-Saales bildet des Künstlers Selbstporträt von 1912 in der für ihn typischen grellen Farbkomposition. Ein rustikaler, bärbeißig blickender Mann nimmt den Betrachter ins Visier. Die übergroßen Augen – Kennzeichen aller von ihm porträtierten Männer, Frauen, Knaben – fesseln. Ein hoher steifer Kragen verdeckt den Hals, betont das leuchtend rote Kleidungsstück. Steife Kragen bevorzugte Jawlensky ein Leben lang, wahrscheinlich eine Vorliebe aus der Zeit seiner Offizierslaufbahn im zaristischen Rußland.

Geboren am 13. März 1864 in Torschok bei Twer wuchs Jawlensky in St. Petersburg als Sohn einer Familie des militärischen Erbadels und – durch den Tod des Vaters bedingt – in bescheidenen Verhältnissen auf. Es trieb ihn zur Malerei.

Mit entschlossener Beharrlichkeit gelang es dem Hauptmann Jawlensky eine Sondergenehmigung zum Studium an der St. Petersburger Kunstakademie zu erhalten. 1891 lernte er zwei für sein Leben entscheidende Frauen kennen: Marianne von Werefkin, vermögende Tochter eines Generals, war vier Jahre älter als Jawlensky und eine gerühmte Malerin, die aber ihren Beruf nicht mehr ausüben konnte, weil ihre Hand bei einem Jagdunfall verkrüppelt worden war. Sie wurde Jawlenskys jahrelange Geliebte, Mäzenin, stellte ihr Vermögen in den Dienst seines aufgehenden Ruhmes, finanzierte den gemeinsamen Haushalt in Petersburg und später die Aufenthalte im Ausland.

In verblüffender Realitätserkenntnis notierte sie: „Er liebt in mir seine Kunst. Er würde zugrunde gehen ohne mich ... Ich habe mir ein Leben der Illusion geschaffen. Alles ist darin Wunder und Vision.“ Das 1906 von Jawlensky geschaffene Porträt der Werefkin zeigt sie als das, was sie war: selbstbewußt, herrisch, große Dame der großen Gesellschaft in großer Robe mit großem Hut. So wird verständlich, daß sie in Helene Nesnakomoff keine Konkurrenz sehen konnte.

Das blutjunge Mädchen war Zofe, Tochter eines Soldaten und einer bettelnden Alkoholikerin. Dienstmädchen zählten in den reichen Kreisen Rußlands gewissermaßen zum Leibeigentum und standen dem „Herrn des Hauses“ für Erotikeskapaden zur Verfügung. So auch Helene. Widerstandslos schlief sie mit Jawlensky, widerstandslos begleitete sie „ihre Herrschaft“ 1896 nach München, schuftete sich ab – und gebar 1902 den Sohn André. Marianne von Werefkin nahm es zur Kenntnis; ein Hausangestelltenkind wie es so viele gab, Schwamm drüber. Sie brauchte Helenes Dienste. Nichts stand einem weiteren Zusammenleben im Wege. Nur eines nahm sie nicht wahr: daß Jawlensky diesen Sohn ins Herz schloß.

Frauen umschwärmten Jawlensky bis in seine Todesstunde; erstaunlich genug, denn schön war er nicht. Aber er bezauberte. Sein Freund, der malende Benediktiner-Pater Willibrord Verkade faßte die magische Ausstrahlung Jawlenskys zusammen: „Liebevoll, taktvoll-bescheiden – er hatte das Natürlich-Naive der russischen Seele unverfälscht bewahrt.“

München 1896: Hier hatten sie Wohnsitz genommen, weil Marianne Werefkin sich in der „Künstlerstadt“ den endgültigen Durchbruch für Jawlenskys Werk erhoffte. Sie behielt recht. Begegnungen mit den berühmtesten Expressionisten fanden statt: Wassily Kandinsky, Gabriele Münter; zu Freunden gewonnen wurden Lovis Corinth, August Macke, Paul Klee, Franz Marc, Emil Nolde. Die „Neue Künstlervereinigung München“ wurde gegründet, aus der 1911 die Gruppe „Der blaue Reiter“ hervorging. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 mußten Jawlensky, Marianne, Helene und André als „unerwünschte Ausländer“ Deutschland verlassen, wurden in die Schweiz abgeschoben. Verschiedene Unterkünfte in St. Prex, Zürich, Ascona gerieten ihnen zur allmählich ärmlichen Bleibe, denn Werefkins Vermögen schmolz. Einschränken mußte man sich. Es war die Stunde Helenes. Sie konnte auch mit wenig Geld einen Haushalt führen. Das Ende der Dreierbeziehung, des vermeintlichen „Familienglücks“ war abzusehen. Verbittert zog sich Marianne Werefkin aus dem Leben Jawlenskys zurück.

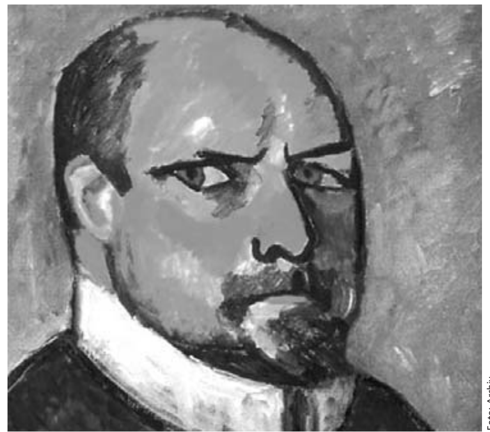


Foto: Archiv

Alexej von Jawlensky: Selbstbildnis (Öl auf Karton, 1911); der Künstler starb vor 65 Jahren in Wiesbaden.

Mit Helene und André fuhr er 1921 zu einer Ausstellung nach Wiesbaden und blieb für immer. Zu dieser Entscheidung trug bei, daß es hier seit der 1844 erfolgten Vermählung Herzog Adolfs von Nassau mit der Großfürstin Elisabeth Michailowna, Nichte des Zaren Nikolaus I., eine russisch-orthodoxe Gemeinde gab, die auch heute noch existiert. Elisabeth starb bei der Geburt ihres Kindes, und für beide errichtete der Witwer eine Grabkirche auf dem Neroberg, die „Russisch-orthodoxe Kapelle“, weithin sichtbares Wahrzeichen Wiesbadens. Nicht verwunderlich, daß Jawlensky sich heimisch fühlte, ein „altes Zuhause“ fand. Im Wald, nahe der Kapelle, liegt der russische Friedhof. Betritt man ihn, stößt man auf die Grablege Jawlenskys und Helenes, die er im Juli 1922 geheiratet hatte. Es heißt, daß der Sohn André – der Mutter zuliebe – ihn darum bat. Der von Arthritis gelähmte 77jährige starb am 15. März 1941, bis zuletzt betreut von Helene, nahen Freunden und der Malerin Lisa Kümmel, die zur Gefährtin in dieser Neuinszenierung eines Dreierbundes geworden war. 1927, auf einem Maskenball im Wiesbadener Kurhaus waren sie einander begegnet. Nicht nur ihrer brandroten Locken wegen nannte er die viele Jahre Jüngere "meine Abendsonne". Sie war es im Lebenswortsinne: Geistige Partnerin, der er bedurfte, späte Inspirateurin. "Mal Babusche, mal, du schaffst es", ermunterte sie den Schwerkranken. "Ich kann es nicht ändern, ich liebe ihn", bekannte sie. Beim Bombenangriff 1944 wurde sie in Erbenheim verschüttet, sie erlag ihren Verletzungen. Helene verschied 1965. Der Kreis hatte sich geschlossen. Wie dieser vieljährige Dreierbund in der Alltagswirklichkeit, in den psychischen Befindlichkeiten sich gestaltet hatte, blieb dem Wissen der drei Beteiligten vorbehalten.

Vor einigen Wochen erschien der zweite Band mit Texten über berühmte Liebespaare der Kulturgeschichte unter dem Titel "Die Nebel des Eros" (Brücken Verlag, Wiesbaden), den die Königsberger Autorin Esther Knorr-Anders veröffentlichte (siehe PAZ Folge 6). Weitere Beiträge für einen dritten Band sind in Vorbereitung. Die Preußische Allgemeine Zeitung kann ihren Lesern nun in loser Folge neue, noch nicht veröffentlichte Geschichten um berühmte Liebespaare aus der Feder von Esther Knorr-Anders präsentieren.

Erst lesen, dann urteilen

Betr.: Leserbrief „Andreas Kosserts Buch ‚Ostpreußen‘ scheint die ostpreußische Geschichte polonisieren zu wollen“ (Nr. 7)

Es ist schon sehr eigenartig von einem Leserbriefschreiber etwas über Kosserts Buch „Ostpreußen“ zu erfahren, das er selbst nicht gelesen hat. In seinen Ausführungen irrt der Leserbriefschreiber jedoch, wenn er feststellt, daß von Kossert versucht wird, die Geschichte unseres Landes zu polonisieren. Dem ist so nicht. Andreas Kossert befaßt sich objektiv mit der Geschichte Ostpreußens. Der Autor hat ein ganz interessantes und wirklich empfehlenswertes Buch geschrieben. Ich kann allen Interessierten raten, Kosserts Buch zu kaufen und zu lesen und dann zu urteilen. **Horst Radeck, Braunschweig**

Nicht noch mehr unhistorische Kunstgebilde

Betr.: „Zur Länderzusammenlegung fehlt der Mut“ (Nr. 8)

Warum gehören weder Vorpommern, die schlesische Lausitz noch die Altmark, urpreußische Gebiete, zu Ihrem neuen Bundesland Preußen?

Der abgebildete Entwurf stellt doch wieder nur ein Erschaffen von unhistorischen Kunstgebilden dar. Wir hatten bereits jahrhundertelang einen funktionierenden Nordstaat. Also stellen wir ihn wieder her, von Aachen bis Frankfurt an der Oder und von Flensburg bis Görlitz. Als Gegengewicht erhält Bayern seine Rheinpfalz zurück und Hessen Rheinhessen mit Montabaur. Diese Aufteilung hatte sich bewährt. Was sollen neue kleinliche Fehlkonstrukte, wie auf der Karte der Seite 5 dargestellt? **Guido Bulirsch, Hamburg**

Nicht hinnehmbar

Betr.: „Europäische Gedenkkultur“ (Nr. 7)

Der NS-Staat und der Zweite Weltkrieg hatten für uns und unser Land schreckliche und heute nicht mehr zu akzeptierende Folgen, zu denen die unterschiedliche Wertung der Opfer von Kommunismus und Nationalsozialismus gehört. Obwohl die Opferberge der Kommunisten noch weit höher als die der Nationalsozialisten sind, führen erstere eine Art Schattendasein, so, als ob die Opfer nicht auch das Recht zu einem glücklichen und friedlichen Leben gehabt hätten.

Es muß für eine besondere Kategorie von Erdenbewohnern weniger schrecklich und weniger zu verurteilen sein, von einem Kommunisten umgebracht worden zu sein. Ein solches Denken kann kein fühlender Mensch hinnehmen. Jeder Mensch ist zum Leben geboren worden. Niemand darf sein Leben durch Gewalt verlieren, von wem auch immer sie ausgeht. **Hans-Jüren Valentin, Greifswald**



Foto: Reuters / Corbis

Ständiger Krisenherd: Israelischer Soldat drängt Demonstrant in Ramallah zurück.

Aufrechter Patriot

Betr.: Leserbrief „Uwe Greve hat sich für Deutschland verbraucht“ (Nr. 9)

Uwe Greve war ein Mann von enormem Wissen, einem scharfsinnigen Intellekt, ein begnadeter Redner und ein aufrechter Patriot.

Viele Ostpreußen werden sich an seine Referate im Ostheim in Bad Pyrmont mit Dankbarkeit und Bewunderung erinnern.

Dieser Mann konnte Menschen begeistern. Noch heute verfüge ich über eine Kassette eines Vortrages von Greve vor zirka 25 Jahren in Hamburg zur Ausländerproblematik. Alle von ihm damals vorausgesagten negativen Ereignisse sind inzwischen eingetroffen.

Greve war seinen Parteifreunden in Kiel geistig haushoch überlegen. Statt einen solchen Mann in ihren Reihen zu fördern, warf ihm die CDU offensichtlich einen Knüppel nach dem anderen zwischen die Beine.

Es ist die Tragik dieser Partei bis zum heutigen Tage, im entscheidenden Augenblick zu kneifen. **Bernd Dauskardt, Hollenstedt**

In betrügerischer Absicht – Briten erschlichen sich Unterstützung der Araber im Ersten Weltkrieg

Betr.: „Unterdrückte oder Unterdrücker?“ (Nr. 5)

Wer die Lage im Nahen Osten richtig beurteilen will, der muß wissen, daß das den Arabern (also den Palästinensern) gehörende Land von den stets „uneigennützig“ handelnden Engländern während des Ersten Weltkrieges zweimal verscherbelt wurde. Um die damaligen Anführer der Araber zum Aufstand gegen die türkische Herrschaft zu bewegen (die Türken kämpften zu jener Zeit auf deutscher Seite), machten sie den Arabern großzügige Versprechungen. Die zwischen Engländern und Arabern geschlossenen Abkommen zeigten jedoch, daß diese von Anfang an in „betrügerischer“ Absicht getroffen wurden, denn Großbritannien hatte ganz andere Pläne mit dem Territorium der Araber. Mit solch „hinterlistigen“ Versprechen hatte sich England die unschätzbare Unterstützung der arabischen Kämpfer für sein militärisches Vorgehen gegen die Türken „erschlichen“. England hatte als Gegenleistung für diese arabischen Truppen, die sich dem Oberbefehl von T. E. Lawrence („König von Arabien“) unterstellten, den Arabern die volle Souveränität und Unabhängigkeit zugesichert und zugleich den Juden einen eigenen Staat auf arabischem Boden versprochen. Damit wurde dasselbe Pferd gleich zweimal verkauft!

Wer das nicht glaubt und Beweise für diese Behauptung von mir verlangt, der sollte in T. E. Lawrence „Lebenserinnerungen“ nachschlagen. Dort wird er lesen: „Ich riskierte den Betrug, weil ich überzeugt war, daß die arabische Unterstützung für einen billigen und raschen Sieg im Nahen Osten unabdingbar war und daß es besser war zu siegen und das Wort zu brechen, als zu unterliegen ... Die arabische Begeisterung war unsere Hauptwaffe, um den Nahostkrieg zu gewinnen. So versicherte ich ihnen, daß England sein Wort dem Buchstaben und dem Geist der Verträge nach halten würde. So beruhigt, führten sie ihre großartigen Anschläge aus. Aber statt stolz zu sein auf das, was wir zusammen erreichten, plagt mich ständig eine bittere Scham“, heuchelte er noch abschließend. Was aber bedeutet schon diese Scham eines „Erzhalunken“?

Es ist doch weltbekannt, daß Engländer stets nach dem Wahlspruch handeln: „Recht oder Unrecht, mein Vaterland!“ Demgegenüber handeln deutsche Politiker stets entgegengesetzt: „Erst die Vaterländer der anderen, dann unser deutsches Vaterland!“ Wenn überhaupt!

Der Tod von über 100 000 arabischen Freiwilligen verteuerte die Kosten des „billigen und raschen Sieges“ in englischen Augen nicht nennenswert. Um selbst in den Genuß der riesigen Ölvorkommen und der politischen Vorteile zu kommen, die mit der Kontrolle des arabischen Raumes verbunden waren, hat Großbritannien seine Versprechungen schon skrupellos (wie immer) gebrochen, bevor es sie gegeben hat.

Heute nun haben wir die Bescherung! Die Araber kämpfen erbittert (im Gegensatz zu den deutschen Vertriebenen) um das „ihnen gestohlene Land“, und, um mit den Worten eines polnischen Generalstabsoffiziers zu sprechen: „Es wird im Nahen Osten solange keinen Frieden geben, bis nicht alle arabischen Länder vollkommen an die Araber zurückgegeben sein werden.“

Der den Juden Anfang des 20. Jahrhunderts versprochene und nach dem Zweiten Weltkrieg dann zur Verfügung gestellte Staat (auf arabischem Boden), der sich Israel nennt, ist und bleibt des Überlebens willen stets auf die Unterstützung Englands und der USA angewiesen, und die wird ihm auch allzeit zuteil werden, allein schon im eigenen Interesse, die diese beiden Länder im Nahen Osten haben. **Friedrich Kurreck, Offenbach**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Hans-Jürgen Mahlitz
(kommissarisch, V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf. – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.LM-Ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@LM-Ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@LM-Ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **8767**

Historiker sollten sich vor Ort informieren

Betr.: „Zu acht nach Königsberg“ (Nr. 52)

Die *Preußische Allgemeine Zeitung* ist mit ihrer umfassenden Berichterstattung in Politik, Geschichte und Kultur für mich, seit ich ab 1990 diese Zeitung beziehen kann, das wichtigste Medienblatt, wenn ich auch zu einigen Beiträgen und Zuschriften eine andere Meinung habe.

So habe ich zu der Berichterstattung von B. J. einige kritische Bemerkungen zu machen. Die Referate der deutschen und russischen Historiker sind flach und nichtssagend für uns Vertriebene aus Nordostpreußen. Der Inhalt der Beiträge ging nur wenig über den allgemeinen Lernstoff in Geschichte und Geographie an den ostpreußischen Schulen hinaus.

Der russische Historiker G. Kretinin gab nur eine oberflächliche Darstellung der Besetzung von Königsberg durch russische Truppen im Siebenjährigen Krieg von 1758 bis 1762. Es gab keine wesentliche deutsche Selbstverwaltung. Die russischen Verwaltungsstrukturen waren willkürlich und beruhten auf Gewaltmaßnahmen gegen die ostpreußische Bevölkerung. Nachzulesen in den Aufzeichnungen des Chronisten Rogge in der Chronik des Kreises Darkehmen. Es gab Brand- und Raubschatzungen, Mord, Vergewaltigungen und Verschleppungen durch russische Armeeangehörige sowie von russischen Irregulären in ganzen Banden, die besetzten Gebiete von Ostpreußen wurden total ausgeplündert. Die angelesenen Kenntnisse der Russin N. Ermakowa über die pharmazeutisch-chemische Forschung deutscher Wissenschaftler in Königsberg dürften doch wohl den deutschen Historikern bekannt gewesen sein! Der Vortrag von A. Kuznezov über die architektonische Tradition und die Wiederherstellung und Entwicklung Königsbergs von 1945 bis 1985 ist anzuzweifeln.

Ich war seit 1992 mehrmals in meiner ostpreußischen Heimat und habe beobachten können, daß mehr und mehr deutsche Merkmale in Königsberg sowie in den anderen Städten und Dörfern verschwanden. Nur deutscher privater Initiative ist es zu verdanken, daß einige deutsche architektonische Merkmale erhalten bleiben. Die Auffrischung einiger deutscher Bauwerke in Königsberg zum 750. Jahrestag von Königsberg ist eine propagandistische Show, wenn zugleich über den deutschen historischen Bauwerken Transparente hängen mit der Aufschrift „750 Jahre Kaliningrad“.

Mein Fazit ist, die bisherigen Ergebnisse der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung sind für uns Vertriebene bedeutungslos. Ich will nicht hoffen, daß deutsche Historiker der Meinung sind, um mit Helmut Kohls Worten zu sprechen, sie hätten die Gnade der späten Geburt.

Zum anderen ist die Tagung der Historischen Kommission auch bedeutungslos, weil der russische Delegationsleiter es offenließ, also offensichtlich ablehnte, daß es eine russische Veröffentlichung der Ergebnisse der Tagung geben wird. Daraus kann man schlußfolgern, daß von russischer Seite wie bisher kein Interesse besteht, die jetzige Bevölkerung über den wahren geschichtlichen und geographischen Bestand Ostpreußens aufzuklären.

Ich rate den deutschen Historikern, bevor die nächste Tagung im Mai in Göttingen stattfindet, nach Nordostpreußen zu fahren, um sich ein wahres Bild über die sozialen und wirtschaftlichen Zustände nicht nur in Königsberg, sondern auch in den Dörfern und Kleinstädten zu machen.

Ich persönlich unterstütze eine rußlanddeutsche Familie, die einige Jahre in meinem Geburtsort im Kreis Angerapp / Darkehmen gewohnt hat und jetzt in Insterburg wohnt. Weiterhin unterstütze ich zwei armenische Familien und eine ukrainische Familie in meinem Geburtsort. Unterstützung von mir bekam auch das russische Ehepaar, das bis 2001 in meinem Geburtshaus gelebt hat. **Bruno Wessalowski, Eisenach**

Scharf geschossen

Betr.: Leserbrief „Polen war nicht nur Opfer“ (Nr. 2)

Im Sommer 1939 machte ich mein Abitur an der Kopernikus-Schule in Allenstein. In der Zeit vor dem Beginn eines Studiums wollte ich Freunde im Süden der Provinz besuchen. Ich setzte mich also aufs Fahrrad und fuhr nach Eckertsdorf und Posessern und von dort aus auch mal kurz an die Grenze bei Friedrichshof. Als ich an das Grenzerhaus kam, stand da der Grenzer an der Tür und sagte: „Junge, fahr nicht weiter, die von drüben schießen scharf, wenn du näher kommst!“ Bis an die richtige Grenze waren es noch etwa 150 bis 200 Meter. Das waren also die friedlichen, guten Nachbarn, die sich von einem Radfahrer mit kurzen Hosen bedroht fühlten. Von deutscher Seite wurden in den Tagen keine Radfahrer und Spaziergänger auf der anderen Seite der Grenze beschossen. **Günther Kraft, Berlin**

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Mit Augenzwinkern

Eine Ausstellung in Augsburg zeigt Mozart im Puppenspiel

Für das Mozartjahr 2006 sind mehrere tausend Veranstaltungen geplant, die sich mit Leben und Werk des Komponisten beschäftigen. Die Ausstellung im Augsburger Puppentheatermuseum „die Kiste“ ist sicher einer der unkonventionellsten Beiträge: unterhaltsam, informativ und anregend anders – ein Weg, auch Kindern den beliebtesten Musiker aller Zeiten nahezubringen.

In der Welt des Figurentheaters hat die Oper eine lange Tradition. Im 18. Jahrhundert hielten Marionettenopern, wie in der Ausstellung ausführlich dargelegt, als musischer Zeitvertreib auch Einzug in europäische Königshäuser. Joseph Haydn, ein Zeitgenosse Mozarts, komponierte Opern eigens für das Puppentheater. Sie standen in so hohem Ansehen, daß sogar Kaiserin Maria Theresia Haydn zu Gastspielen nach Schönbrunn einlud.

Zeitlebens hatte Mozart ein „Faible“ für die närrische Kasperlfigur des Marionettentheaters. Noch vor „Bastien und Bastienne“ schrieb er eine „Hanswurstiade“ mit dem Titel „Die Liebesprobe“. In seinem letzten großen Opernwerk „Die Zauberflöte“ erschufen Mozart und Emanuel Schikaneder in Anlehnung an den Kasperl die berühmte Figur des Papageno. In der Ausstellung ist sowohl eine historische Hanswurst-Marionette aus der Tradition des Wiener Volkstheaters als auch eine ganze „Papageno-Parade“ zu sehen. Schon im Eingangsbereich der Ausstellung empfängt den Besucher auf über 60 Quadratmetern eine große Mozart-Opernszene mit über 100 Figuren der Augsburger Puppenkiste: bestehend aus Zuschauern, Bühne, Orchester, Chor und Sängern – eine zweifellos imposante Einstimmung auf das Thema.



Mozart auf Reisen: Mit der Postkutsche über Stock und Stein

Neben Mozartadaptionen der Puppenkiste zeigt die Sonderausstellung über 200 Leihgaben aus aller Welt. Die Bandbreite reicht von klassischen „Zauberflöte“-Marionetten aus dem Schloßtheater Schönbrunn in Wien bis hin zu „Don Giovanni“-Marionetten aus Anchorage, Alaska. Auch zahlreiche historische und zeitgenössische Leihgaben aus Tschechien, den Niederlanden, der Schweiz, Österreich, Ungarn und den USA werden gezeigt.

Besonders stolz sind die Ausstellungsmacher auch auf die Leihgaben des weltberühmten Salzburger Marionettentheaters. Das internationale Renommee, die Welttourneen, die Marionetten-Opernverfilmungen mit Sir Peter Ustinov in der Rolle des Erzählers unterstreichen eindrucksvoll die außerordentliche Rolle dieses Marionettenopernhauses.

Eine weitere Besonderheit stellt die Präsentation des Silhouettenfilms „Papageno“ von Lotte Reiniger dar. Die berühmte Pionierin des Trickfilms verarbeitete in einem Zyklus von 140 Scherenschnitten verschiedene Mozartopern, unter anderem „Die Zauberflöte“.

Dank der Mitarbeit zahlreicher wissenschaftlicher Kooperationspartner wie der Universität Augsburg, dem Institut für Musikwissenschaft der Universität Würzburg, der Deutschen Mozartgesellschaft und Prof. Justus Frantz gelingt es auch mit dieser Ausstellung, den Bogen von der historischen Betrachtung eines Themas hin zur Tradition des Marionettentheaters zu spannen. Die Ausstellung erklärt anhand von Bildern, Texten und Installationen eindrucksvoll, aber auch mit Humor und einem „Augenzwinkern“, Mozarts Leben und Werk. So finden die strapaziösen Europareisen der Familie Mozart ebenso ihren Platz wie die wichtige Rolle des Vaters Leopold, der schließlich in Augsburg das Licht der Welt erblickte. Audiovisuell begleitet wird das Projekt von Hörstationen mit Biographischem, von Filmen und vor allem von der Musik Mozarts.



Papageno und Papagena: Traumpaar aus der Oper „Die Zauberflöte“

Fotos (2): Augsburger Puppenkiste

Spaß für die ganze Familie verspricht die „Rätselrallye“ mit dem Titel „genialer Gnagflow“. Sie basiert auf einem Spiel, dem sich bereits Wolfgang Amadeus und seine Schwester „Nannerl“ als Kinder mit Begeisterung widmeten. Das Rätselraten beginnt im Museum und führt zu vielen „Mozart-Schauplätzen“ in Augsburg. Ein „Mozartkoffer“, entwickelt von einer Kunstpädagogin, wird während der Ausstellungszeit durch Grundschulen in Augsburg, Salzburg, Wien und Prag „reisen“ und spielerisch Wissenswertes über Mozart vermitteln. Zur Ausstellung selbst wird ein umfangreiches Begleitprogramm geboten: So dürfen große und kleine Besucher an einigen „Aktionstagen“ im Museum einer Geigenbauerin bei der Arbeit über die Schulter schauen oder die Instrumente eines Orchesters ausprobieren. Zudem gibt es Lesungen und natürlich viel Musik von Wolfgang Amadeus Mozart. *Oliver Seitz*

Die Ausstellung in der Spitalgasse 15 ist täglich außer montags von 10 bis 19 Uhr geöffnet, bis 21. Mai. Teile der Ausstellung werden ab Ende Mai im Museum für Puppentheaterkultur (PuK) in Bad Kreuznach zu sehen sein.

Falscher Alarm

Es war bei einem Besuch in Holland. Im Hotelzimmer wurde der Gast auf einem Zettel in deutscher Sprache höflich gebeten, doch die Badezimmertür geschlossen zu halten, um wegen etwaiger „Stohmentwicklung“ nicht die Feuerwehr zu alarmieren. Na klar, wer wollte schon im Adamsoder Evaskostüm von fremden Männern erwischt werden. Doch was bitte war „Stohm“ und wie sollte er (es) sich entwickeln? Strom konnte nicht gemeint sein. Sturm vielleicht? Aber wie würde sich ein Sturm im Badezimmer zusammenbrauen können. Eine Überflutung ja, aber ein Sturm ...

Der Gast grübelte und betrachtete zweifelnd die Badezimmertür. Was würde sich da entwickeln, wenn man es benutzte? Argwohn kam auf. Andere Länder, andere Sitten? Klar, aber ein Badezimmer ist ein Badezimmer, dachte der Gast in Abwandlung eines berühmten Zitats. Ein kurzer Besuch war nach der langen Autofahrt dringend vonnöten, also auf! Nichts geschah. Kein „Stohm“ zu entdecken. Ein zweiter Blick auf den Zettel half schließlich bei des Rätsels Lösung. Dort stand die Warnung auch in englischer und französischer Sprache. Der Gast las etwas von „stream“ und „vapeur“. Der mysteriöse „Stohm“ war nichts anderes als „Dampf“, der sich entwickeln und über die Rauchmelder in dem Zimmer die Feuerwehr alarmieren könnte. Pff, wie banal! *SiS*

Ihre Bilder sind frei von Nostalgie

Eine Monographie widmet sich Leben und Werk der naiven Malerin Minna Ennulat

Von SILKE OSMAN

Ausflüge ins Paradies“ nannte ein Kritiker einmal die Bilder der Ostpreußin Minna Ennulat. Und wahrlich paradiesisch muten sie an die farbenfrohen Motive, meist mit Lackfarben auf Spanplatten gemalt. Heitere Bilder der typisch ostpreußischen, ländlichen Welt – Gutshäuser, Kirchen, Kähne, Pferde, Elche; alles Bilder, die Minna Ennulat einst mit eigenen Augen sah und die sich in ihr Gedächtnis eingeprägt hatten. Ohne Wehmut, ohne Anklage hat sie diese Motive festgehalten, zur Freude der Betrachter. Und die haben im Laufe der Zeit die Bilder der Minna Ennulat ganz besonders schätzengelernt. In München, Hamburg, Regensburg oder Berlin waren sie zu sehen. Selbst im Ausland war die Ostpreußin mit ihren Bildern auf Ausstellungen vertreten.

In Deutschland war es vor allem die 1970 gegründete Düsseldorfer Galerie Zimmer (Oberbilker Allee 27, 40215 Düsseldorf), die sich des Werks der Ostpreußin angenommen hat. Bereits in der ersten Hälfte der 1970er Jahre stellten Elke und Werner Zimmer die Arbeiten von Minna Ennulat aus. „Bei aller Poesie, die diesen Bildern zu eigen ist“, so Elke Zimmer in einer Ausstellungsbroschüre, „fällt der Realitätssinn auf, eine unbestechliche Stringenz in Bildaufbau und Formenvokabular. Wobei der Realitätssinn sich nicht an herkömmlicher Natur- oder Bildauffassung orientiert, sondern an dem eigenen Erinnerungsbild, das fest in der Malerin verankert und das durch nichts und niemanden zur Veränderung zu beeinflussen war. Authentische Merkmale dieser Malerei, die wir als ‚naiv‘ bezeichnen.“

Viele Bilder wechselten über die Galerie Zimmer, eine der führenden Galerien für naive Kunst in Deutschland, den Besitzer, aber auch die Galeristen selbst nennen einige „Ennulats“ ihr eigen. „Es ist nicht nur persönliche Vorliebe, sondern ebenso Wertschätzung dieser unverfälschten, grundehrlichen Bilder, die bei näherer Beschäftigung Aufschluß geben über das Wesen und die Entstehung authentisch naiver Malerei“, liest man im Vorwort zu einer Monographie, die Elke und Werner Zimmer im Andenken an Minna Ennulat herausgegeben haben (62 Seiten mit vielen Abb., Klappbroschur, 12 Euro).

„Diese Bilder sind frei von Nostalgie, frei von Wunschträumen und flachen Lebensvorstellungen, auch frei von jeder Ideologie. Sie erzählen nicht Geschichten, sie stützen sich nicht auf narrative Inhalte, sie sind auch keine Illustrationen. Diese Bilder bilden ab, was die Malerin einst sah, was zu ihrer alltäglichen Umgebung gehörte und was sich als dauerhaftes Bild in ihr festgesetzt hat. Die Bilder sind Zeugnis einer ausgeprägten bildhaften Erinnerungsfähigkeit. Und sie bringen trotz der Härten von Kriegserlebnissen und Flucht die lebensbejahende Haltung der Malerin zum Ausdruck.“

Foto: Werner Zimmer

Minna Ennulat: Am Badestrand (Lackfarben auf Spanplatte, 1974)

Minna Ennulat, die als eine der bedeutendsten naiven Malerinnen in Deutschland gilt, hatte keine große, gar internationale Karriere im Sinn, als sie ein erstes Mal zum Pinsel griff. Die lebenstüchtige Frau, die am 19. März 1901 in Baltschdorf, Kreis Angerapp, als Minna Dönning geboren wurde, war nach der Flucht („bei Schneesturm und 28 Grad Kälte über Heiligenbeil über das Haff mit Pferdewagen. Die Front vor uns, die Russen hinter uns und die Flieger und Bomber über uns“) mit ihrem Mann und zwei kleinen Söhnen in Hessen gelandet. Dort konnten sie sich unter vielen Entbehrungen ein kleines Häuschen bauen. Minna Ennulat: „Als das Haus fertig war, kam ich auf die Idee, Läufer zu weben und Tischdecken zu sticken. Dann bemalte ich Stoff für einen Lampenschirm. Dann waren die Wände so leer und ich malte Bilder, damit es nicht so leer und einsam an den Wänden aussah ...“ Ein Galerist wurde auf die Bilder aufmerksam, Minna Ennulat gewann bei einem Wettbewerb naiver Maler den zweiten Preis, und von da an war der Erfolg nicht mehr zu bremsen. Museen, Galerien und Sammler rissen sich um die Bilder der Ostpreußin, die eigentlich nur ihr Heim verschönern und für ihre Kinder und Enkel malen wollte.

Sohn Dietmar, der Theologie studierte und Pfarrer wurde, bewunderte schon als Kind den Mut und die Kraft der Mutter. Die wunderbar farbigen Bilder seien für ihn Zeugnisse der staunenswerten Gaben Gottes, wie sie seiner Mutter geschenkt wurden. In der Monographie schreibt er: „Allem menschlichen Vernichtungswillen zum Trotz strahlt in den Bildern meiner Mutter das Leben auf, wie es sich als Verheißung der Freude und des friedvollen Miteinanders in der Erinnerung als paradiesische Zukunftshoffnung darstellt.“ Minna Ennulat starb am 10. April 1985 in Hadamar, Kreis Limburg / Lahn.

Ein Kleeblatt schlägt eine Brücke

Vier bundesdeutsche Künstlerinnen bemühten sich als Gäste von »Tiltas« um die Völkerfreundschaft

Seit 1992 reist Karina Stängle im Juli / August auf die Kurische Nehrung in den malerischen Fischerort Nidden. Schon seit Jahrhunderten zieht es die Künstler und die Reisenden an die Ostsee, zu den Wanderdünen, zum Haff. Diese außergewöhnliche Landschaft war bereits zu Humboldts Zeiten bekannt. Ende des 19. Jahrhunderts etablierte sich in Nidden eine Künstlerkolonie. Begonnen hatte es mit den Malaufenthalten von Angehörigen der nahen Königsberger Kunstakademie. Die Professoren erteilten ihren Studenten Unterricht unter freiem Himmel, in der „Sandakademie". Bald beherrschte das Bild Niddens die Säle der Kunsthalle in Königsberg. Der Ruf ging bis Berlin und Dresden.

Warum kamen die Maler? Sie waren von der Landschaft fasziniert. Da gibt es die Wanderdünen. Das Licht, die Sonneneinstrahlung taucht die Masse Sand je nach Sonnenstand in fantastisches Licht von Schneeweiß bis Tiefviolett. Zudem ergeben wechselnde Wolkenfelder die Veränderung und Belebung des Himmels. Schnell muß man die Szene festhalten!

Landschaft, Farbenspiel und die Kontraste sind geblieben. Wo sind die Maler, fragte sich Karina Stängle während ihrer Aufenthalte, den Wochen im Juli und August, die sie dort verbrachte, während sie aquarellierte, badete, wanderte, radelte. Sie beschloß, dort Malkurse abzuhalten. Sie bietet seit 2001 diese Kurse an. Zugleich bringt sie Neugierigen die Landschaft nahe, das Weltkulturerbe seit 2000.

Eine Künstlergruppe aus Wilna suchte den internationalen Kontakt. Es war die Künstlervereinigung „Tiltas" (Brücke). Karina Stängle erhielt Anfang letzten Jahres eine Einladung zu einem Seminar in Nidden zusammen mit litauischen Malern. Zu der spontanen Einladung kam es aus mehreren Gründen: Sie ist Deutsche, für die Gruppe der erste deutsche Kontakt. Ein weiterer Grund für den Kurator war, daß ihre Geburtsstadt Königsberg ist, zu welcher der Kurator Saulius Kruopis eine besondere Beziehung hat. Es fiel Karina Stängle leicht zuzusagen. Sie mußte eine vertragliche Abmachung akzeptieren, daß sie während des Seminars zwei Leinwände mit Impressionen von Nidden, der Nehrung zu malen hat. Ein Bild möchte die Stadt in ihr Archiv nehmen, eine weiteres Arbeit ist für eine Wanderausstellung bestimmt, die in Memel, Kaunas, Wilna, Minsk und Königsberg in Rathäusern, Galerien, Botschaften und Museen gezeigt werden soll. Karina Stängle mußte sich verpflichten, ihre Arbeiten für Veröffentlichungen freizustellen. In Art einer Bewerbung wurden Nachweise ihrer bisherigen Studien gewünscht, zusammen mit Fotos ihrer Arbeiten und einem Paßbild. Die Gegenleistung der Gruppe „Tiltas" bestand in freier Kost und Logis in Nidden. Gleichzeitig wünscht sich die Gruppe einen Austausch in ähnlicher Art für fünf bis sechs litauische Maler.

Karina Stängle konnte noch drei weitere deutsche Künstler mitbringen zu gleichen Bedingungen. Auf Anhieb und voller Begeisterung hatte sie in kürzester Zeit mit Ingrid Kaftan, Bärbel Pietrzyk und Waltraud Schwarz drei erfahrene Malerinnen aus Aalen, Ulm und Marburg beieinander. Sie alle erhielten die Zusage.

Dank Karina Stängles Erfahrungen von ihren Malreisen nach Nidden fand das Kleeblatt einen preiswerten Flug von Hamburg nach Palangen, dem Flughafen 30 Kilometer nördlich von Memel. Den Transfer von rund 100 Kilometern von Polangen über Memel und das Memeltief auf die Kurische Nehrung buchte Karina Stängle gleich mit. So waren sie auf der sicheren Seite.

Die mitgebrachten Arbeiten sollten gleich zu Beginn des Seminars im Kulturzentrum von Nidden ausgestellt werden. Es sollte eine Eröffnung stattfinden mit dem deutschen Botschafter aus Vilnius sowie dem Bürgermeister und dem Kulturreferenten der Stadt. Das Treffen schien immer interessanter zu werden.

Am Hamburger Flughafen schaute die Air Lithuania sehr genau hin. Die extra angefertigten Behälter für die mitzubringenden Arbeiten wurden zum Sperrgut erklärt, eingeschätzt und die ersten Zusatzkosten bei der knappen Reisekostenkalkulation entstanden.

Glückliche Landung auf dem kleinen Flugfeld. Alles reibungslos. Der Taxifahrer stand bereit. Er war zum Glück für das Kleeblatt mit einem größeren Transporter gekommen für ihr sperriges Gepäck.



Das Kleeblatt: Ingrid Kaftan, Bärbel Pietrzyk, Karina Stängle und Waltraud Schwarz Foto: Stängle

Nach zweistündiger Fahrt an Memel vorbei, mit der Fähre über das Memeltief auf die Kurische Nehrung und die Poststraße entlang durch die sonnendurchfluteten Nehrungswälder erreichten sie Nidden. Fragen, wie sie dieses Licht mit Acrylfarbe auf die Leinwand umsetzen sollte, beschäftigten Karina Stängle schon jetzt.

Das Hotel überraschte die vier. Als ehemaliges Quartier von Parteigetreuen der kommunistischen Vorzeit hatte es durch eine vorausgegangene Renovierung ein neues Image erhalten. Jedem der vier wurde zu ihrem größten Erstaunen ein Apartment mit zwei Zimmern und Balkon zugeteilt. Diese Großzügigkeit hatten sie nun wirklich nicht erwartet.

Da ihr Hotel zwischen Haff und Ostsee auf einer mit Kiefern und Laubbäumen bewachsenen Düne lag, hatten sie nur eine Viertelstunde Weg durch den Wald bis zum Strand zu gehen. Die Ostsee empfing sie wellenbewegt. Der Strand war fast menschenleer. Einige Sonnengenießer der Nachsaison trafen sie gerade noch an.

Am Abend traf Saulius, der Kurator des Seminars, mit seinem Assistenten Arturas ein. Endlich. Die vier erzählten, fragten, fragten und begannen zu verstehen, daß hier alles etwas langsamer läuft. Erstmal hatten sie den nächsten Tag zu ihrer Verfügung.

In den nächsten Tagen lernten sie weitere Teilnehmer aus der Ukraine, aus Lettland, Polen und Rußland kennen. Sie waren in verschiedenen Quartieren untergebracht, nicht unbedingt mit Malräumen. Für die „Freie Kost" erhielten alle für jeden Tag einen Bon im Wert von 30 Litas (knapp 8,70 Euro), einzulösen im besten Restaurant von Nidden. Der Betrag war ausreichend für Essen und Getränke.

Am zweiten Tag rief die deutsche Botschaft in Wilna an. Karina Stängle wurde gefragt, ob das Quartier in Ordnung sei und ob sie und ihre Reisegefährten sich wohlfühlten und auch sonst keine Probleme bestünden.

Ihren Malplatz richteten sie sich auf den Balkonen ein. Ein Balken von der Nachbarbaustelle vom Fenstersims zum Balkongeländer gelegt, ersetzte die Staffelei.

Das Kleeblatt erlebte noch viele sonnige Tage. Man traf sich am FKK- oder am Familienstrand. Karina Stängle kamen die Badeszenen der Expressionisten in den Sinn, die diese hier zur Zeit der Künstlerkolonie in Öl und Aquarell malten, ähnlich den Motiven an den Moritzburger Teichen.

In Memels Museumsgalerie wurden die Ergebnisse des Seminars des vorherigen Jahres ausgestellt. Es war zugleich das zehnjährige Jubiläum der Gruppe Tiltas. Die ganze Gruppe war bei der Eröffnung durch die Direktorin des Museums und Saulius dabei. Die Ausstellung zeigte kräftige Farben. Die Arbeiten waren oft mit expressionistischem Duktus gemalt in Öl und Acryl, oft sehr pastos. Die Themen waren die Landschaft der Nehrung, Boote, weniger die Menschen. Realistisch und abstrahiert drückten sich etliche Maler aus. Romantischen Idealismus konnte man entdecken.

Jeder Maler hatte eine der viergeteilten Leinwände gestaltet, die zusammengehängt als gemeinsames Werk den Eindruck von guter Zusammenarbeit vermittelten.

Die Rückfahrt über die Nehrung bot den vieren ein imposantes Bild: Die rote Mondsichel hing genau über der Poststraße, während sie links und rechts der Wald schwarz begleitete.

Die Eröffnung der Ausstellung der mitgebrachten Arbeiten fand ein paar Tage später im Kulturzentrum von Nidden statt. Dank der Kunstkritikerin aus Wilna und ihres Assistenten waren Bilder der 25 Künstler souverän aufgehängt.

Es moderierte eine Dame vom Kulturamt. Sie übersetzte für die Gäste die Begrüßungen und Reden des Niddener Bürgermeisters und des Kulturreferenten. Saulius Kruopis, der Kurator des Seminars, hob besonders hervor, daß er zehn Jahre lang an einem Kontakt zu bundesdeutschen Künstlern gearbeitet hatte und dieser endlich durch Karina Stängle möglich wurde. Der Vertreter der deutschen Botschaft in Wilna begrüßte die Deutschen besonders herzlich. Die Kunstprofessorin ging auf deren von zu Hause mitgebrachten Werke ein. Karina Stängle bedankte sich im Namen ihrer Gruppe für die Einladung.

Die deutsche Botschaft lud zum Bankett. Es gab Sekt, Wein und Bier sowie litauische Spezialitäten wie geräucherten Aal, Zander, gebratenes Brot mit Knoblauch oder Käse. Informative Gespräche über Ausstellungen und Heimatorte in Deutsch und Englisch gingen quer durch den Raum.

An den nächsten Abenden fand eine Begegnung bei den beiden Malern aus der Ukraine im Seglerheim statt. Sie hatten sehr gute, interessante Kataloge mitgebracht. Karin Stängle erfuhr, daß sie bereits in Österreich in Banken ausgestellt hatten. Einen anderen Abend gestaltete die deutsche Gruppe. Es waren vier Künstler aus Ahrenshoop dazugekommen und zwei Künstler aus Münster und Eschweiler. Sie präsentierten Kataloge und Fotos ihrer Arbeiten in der Bundesrepublik, verteilten ihre Postkarten, ließen neue, in Nidden entstandene Bilder sehen.

Die Presse zeigte großes Interesse an der internationalen Gruppe. Ein Fotograf der Tageszeitung „Bakaru Ekspresas" machte etliche Fotos, wie auf den Balkonen oder in den Zimmern gemalt wurde. Wieder wurden die deutschen Maler hervorgehoben, und daß Karina Stängle in Königsberg geboren ist. Am nächsten Tag erkannten die Deutschen sich auf der Kulturseite der Zeitung. Es wurde auch auf ihre Ausstellung aufmerksamgemacht. Bei den Ahrenshoopern erschien ein Team des litauischen Fernsehens.

In Memel und Nidden tagte in diesen Tagen gerade EuroArt, ein Zusammenschluß vieler ehemaliger Künstlerkolonien, Orte wie Ahrenshoop und Worpswede. An einem Tag wurde das Symposium im Kulturzentrum von Nidden abgehalten. Der Vertreter der Stadt Ahrenshoop gab Ratschläge, wie man Touristen nach Nidden ziehen könnte; beispielsweise durch die Anwesenheit bekannter Maler. Die Folge war eine harte Diskussion über das Für und Wider von Touristenströmen in das Landschaftsschutzgebiet.

An einem Tag waren die vier mit Maja Ehlermann-Mollenhauer, der Tochter des berühmten Malers und Gastwirts des Blode-Hauses Ernst Mollenhauer, im Blode-Museum verabredet. Sie bekamen eine Geschichtsstunde über das Memelland und die Kurische Nehrung vom Jahr 800 und der Zeit der Pruzzen. Sie erfuhren viel Unbekanntes und waren überrascht über die unruhige Geschichte dieses Landstriches. Maja Ehlermann-Mollenhauer kannte noch die lebendige „Sandakademie", die von ihren Eltern unterstützt wurde. Ein anderes Mal kam beim Besuch der internationalen Gruppe im Blode-Museum ein Fernsehteam hinzu. Während Maja Ehlermann-Mollenhauer ihren Vortrag über die Geschichte und das Museum hielt, wurde gedreht und interviewt und übersetzt, alles zum Thema Landschaftsschutz und Weltkulturerbe.

Für einen Tag hatte Karina Stängle eine Bootsfahrt übers Haff ins Memeldelta bestellt, sofern denn das Wetter dieses zuließe. Der Kapitän brachte sie im Memelland zuerst zur Pumpstation Kuvertshof. Die Station ist noch aus „Kaisers Zeiten". Wenn sie nicht als Museum eingerichtet wäre, könnte sie noch heute ihren Dienst tun. Sie pumpte das Wasser der Drainagegräben des tiefergelegenen Memeldeltas in das Haff.

Es gab auch einen Litauischen Abend als Dankeschön. Viele Sponsoren waren zu Gast. Bankett, Sauna, Swimmingpool wurden geboten. Es erinnerte an jene Feste, die damals im Blode-Gasthaus stattfanden, als die Tänzerin Palucca auf dem Tisch tanzte.

Die Abschlußausstellung mit den in Nidden gemalten Bildern wurde in bewährter Art von den Ausstellungsmachern gehängt. Manche Arbeiten entstanden plein air in den Dünen naturalistisch oder stark verändert, abstrahiert; pastose Collagen wurden gezeigt, mutig abgewandelte Landschaften. Die Eröffnung nahm auch hier den bekannten Lauf: Die Moderatorin übersetzte die Reden der Offiziellen der Stadt, des Kurators, des Vertreters der Stadt Ahrenshoop. Es wurden Gratulationen und Dankesworte gesprochen. Jeder der Gruppe bekam ein Diplom überreicht und die Deutschen wurden zu Mitgliedern von „Tiltas" ernannt. Ein Ausweis belegt dies. Ein wenig Stolz kam bei Karina Stängle schon auf, daß sie es geschafft hat, diesen Kontakt aufzubauen.

Im Rahmen des Programms zeigte Saulius im Kinosaal Fotos seiner besonderen Ausstellung in Königsberg , für die er mittlerweile so nicht mehr existente Stadtteile der Pregelmetropole aus Anlaß des Jubiläums 750 Jahre Königsberg in Modellen exakt nachgebaut hat, darunter auch den Dom und auch das Schloß. Die Exaktheit der Darstellung ist staunenswert und muß viel Mühe und auch Zeit in Anspruch genommen haben. Wo könnte man es in der Bundesrepublik Deutschland zeigen? Karina Stängle versprach, sich darum zu kümmern.

Am letzten Abend wurden die Adressen ausgetauscht. Versprechungen wurden gemacht. Hoffnungen keimten.

Saulius beschenkte die deutschen Gäste mit litauischen Lyrik- und Prosa-Bänden, oft zweisprachig. Alle Bücher sind von Verlagen gesponsert. Jedes erhält den besonders schönen Stempel von „Tiltas". Das Gepäck der Deutschen nahm an Gewicht ordentlich zu.

Mit vielen Fotos, Umarmungen, Küssen, Handküssen nahm man Abschied voneinander und versprach, sich wiederzusehen. *K. S.*

MELDUNGEN

Neuerscheinung zur Albertina

Königsberg – Kurt U. Bertrams hat im Hildener WJK Verlag eine 178 Seiten starke und 19.90 Euro teure Anthologie mit dem Titel „Als Student in Königsberg – Erinnerungen bekannter Korporierter" herausgegeben.

Dort ist unter anderem nachzulesen, wie der ostpreußische Dichter Ernst Wiechert mit Abscheu über einen Besuch einer studentischen Kneipe und des Mensurbodens berichtet und abschließend seinen Ausflug ins Königsberger Korporationsleben mit den Worten kommentiert: „Ich wußte nun für alle Zeit, wohin ich nicht gehörte, ohne allerdings erfahren zu haben, wohin ich gehörte."

Anders dagegen urteilte Hermann Sudermann, der sich bei der Landsmannschaft Littuania aktiv meldete. Der Dramatiker gehörte nicht zu den faulsten Studenten, aber der Mensurboden lag ihm wohl näher am Herzen. „Dieser oder jener mußte lernen. Nun gut, er lernte", meint Sudermann in erster Linie über sich selbst. „Aber nicht fünf Minuten länger, nicht einen Bruchteil innerer Anteilnahme mehr, als unbedingt notwendig war. Dann kehrten seine Gedanken sofort zu der Heimstätte seiner Sehnsucht, seiner Begeisterung, seines eigentlichen Lebenswertes zurück, und dies war nichts anderes als – die Mensur."

Die beiden Schriftsteller sind nur eine Auswahl von mehreren Personen – unter denen Wiechert freilich der einzige Nichtkorporierte bleibt –, die uns einige Zeilen über ihre Zeit an der Königsberger Albertina hinterlassen haben. Die Auswahl der Erzählenden ist durchaus launig. Nicht alle Autoren sind so bekannt wie vom Herausgeber erstrebt. Die persönlichen Schilderungen konkretisieren die der Sammlung vorangestellte Königsberger Korporationsgeschichte, weshalb ein reichhaltiger Bilderbogen die studentischen Erinnerungen auch noch besser in Szene gesetzt hätte.

Dennoch: Kurt Ulrich Bertrams hat mit „Als Student in Königsberg – Erinnerungen bekannter Korporierter" eine verdienstvolle kleine Anthologie zum Königsberger Korporationsleben publiziert. *B. K.*

Kreisbauaufsicht mischt sich ein

Rastenburg – Adam Supel, Woiwode von Ermland und Masuren, hat den Bürgermeister von Rastenburg-Land Slawomir Jarosik darüber in Kenntnis gesetzt, daß die Kreisbauaufsicht die Beseitigung des umstrittenen Bismarck-Obelisken (vgl. Folge 42) verfügt habe. Der Bürgermeister hat die Entscheidung der Bauaufsicht zur Kenntnis genommen, will aber, wie er sagt, erst einmal den Eingang des offiziellen Schreibens abwarten. Für den Notfall hat er schon vorgesorgt. So wies er darauf hin, daß sich bei ihm bereits Personen gemeldet hätten, die das Denkmal auf ihr eigenes Privatgrundstück versetzen wollten. Pawel Lulewicz, der Pressesprecher des Woiwoden, stellte währenddessen klar, daß sein Vorgesetzter keine rechtliche Handhabe habe, zu entscheiden, ob der Stein nun wegkommt oder nicht. Die Gegner des Obelisken hoffen, daß der Bürgermeister, nachdem er die Genehmigung zum Aufstellen des Obelisken erteilt hat, nun auch die Entscheidung zur Beseitigung des Denkmals trifft.

Putins Partei erwartungsgemäß Wahlsieger

Erstmals wurde in acht Regionen der Russischen Föderation gleichzeitig nach einem dem deutschen ähnlichen Wahlrecht abgestimmt

Von Manuela Rosenthal-Kappi

Nach der Änderung des Wahlgesetzes wurden am zweiten Sonntag dieses Monats nicht nur in 60 Regionen Organe der örtlichen Selbstverwaltung gewählt, sondern auch in acht Regionen neue Regionalparlamente. Für die Parlamentswahlen galt ein neues, ähnlich den deutschen Bundestagswahlen gemischtes Wahlsystem. Der eine Teil der Abgeordneten wurde über die Parteilisten gewählt und der andere als Direktkandidat für die Kreise. Ab sofort werden derartige Abstimmungen zweimal jährlich durchgeführt, immer am zweiten Wochenende im März und im September.

Wie nicht anders zu erwarten war, gewann überall die Präsidentenpartei „Jedinaja Rossija" (Vereintes Rußland). In vier Regionen konnten die Kommunisten den zweiten Platz erringen. Nachdem vor den Wahlen die Opposition gleichsam ausgeschaltet worden war – die Partei „Rodina" (Heimat) von Dmitri Rogosin, eine Abspaltung der kommunistischen Partei, die linksnationale Position nen vertritt, war nur in der Altai-Region zugelassen – verwundert es nicht, daß der Anteil der Wähler, der „gegen alle" gestimmt hatte – das ist in der Russischen Föderation im Gegensatz zur Bundesrepublik Deutschland möglich –, in sämtlichen Regionen zweistellige Prozentwerte erreichte. Der große Erfolg der Rodina-Partei im Wahlkreis Altai-Region (10,52 Prozent) läßt darauf schließen, daß die Partei auch in anderen Parlamenten anzutreffen sein würde, wäre sie nicht kurz vor den Wahlen wegen angeblicher Verstöße gegen das Wahlgesetz von den Stimmzetteln gestrichen worden.

Dmitrij Rogosin, von Juli 2003 bis Januar 2004 Sonderbeauftragter des Präsidenten für das Königsberger Gebiet, war seit seiner Mitgliedschaft in der Rodina-Partei immer mehr in Opposition zu Präsident Putin und dessen Einheitspartei geraten; 2005 war Rodina wegen einer gegen Kaukasier gerichteten Wahlkampagne in Ungnade gefallen. Rogosin wurde zum Rücktritt von seinem Parteivorsitz aufgefordert, leistete dem jedoch nicht Folge.

Im Königsberger Gebiet erreichte „Jedinaja Rossija" 36 Prozent, in Königsberg selbst allerdings nur 20 Prozent der Stimmen. Die zweitgrößte Gruppe war hier die Stimme der Protestwähler. 16 Prozent stimmten „gegen alle". Die Kommunistische Partei erreichte nur geringfügig weniger Prozentpunkte. In der neuen Königsberger Duma werden neben den erwähnten Gruppen die Russische Rentnerpartei mit 9,11 Prozent und die Liberaldemokratische Partei mit 7,21 Prozent vertreten sein.

In Königsberg gab es am Rande der Wahl noch einen Skandal. Einer der Kandidaten für einen Abgeordnetensessel, Alexander Beresowskij, wurde am Tag der Wahl bei einer Verkehrskontrolle verhaftet. Sein Vergehen: Im Kofferraum seines Wagens wurden orangefarbene Bänder sichergestellt. Seit der „Orangenen Revolution" in der Ukraine gilt die Farbe Orange als allgemein verdächtiges Symbol in Rußland. Erst als der Kandidat erklärte, daß er schon seit letztem Herbst mit den Bändern in seinem Kofferraum herumgefahren sei, diese seinem älteren Bruder gehörten, der eine Protestaktion gegen die von Gouverneur Georgij Boos beschlossene Tariferhöhung im öffentlichen Nahverkehr geleitetet hatte, wurde der Kandidat freigelassen. Die Protest-Requisiten mußte er jedoch der Polizei überlassen. Am Tag zuvor war bereits Gennadij Matotschkin, der Sohn des Ex-Gouverneurs und heutigen Duma-Mitglieds, verhaftet worden. Ein Vertreter des Wahlkomitees äußerte hierzu die Vermutung, daß es sich bei den beiden Verhaftungen lediglich um einen Trick gehandelt habe, der den verhafteten Kandidaten bei der Wahl mehr Stimmen einbringen sollte.

Lewe Landslied und Familienfreunde,

ausgefallene Wünsche sind wir ja gewohnt, weil einige Fragesteller unsere *PAZ* und damit die Ostpreußische Familie nur vom Hörensagen kennen. Sie haben aus unserer Leserschaft den Tip bekommen, sich an uns zu wenden, und so erging es auch Herrn **Otto David** aus Dresden. Allerdings können wir seinen Wunsch beim besten Willen nicht erfüllen, denn er möchte von uns eine Ablichtung des Meßtischblattes Nr. 4367 „um den Ort Rawitsch in Posen herum". So weit, so gut. Aber dann sah ich mir den beigelegten Zeitungsartikel, einen Ausschnitt aus der „Sächsischen Zeitung" vom 15. Februar, etwas genauer an, und da wurde ich hellhörig – eigentlich müßte ich „hellsichtig" schreiben, aber dieses Wort wollen wir uns doch noch aufheben, falls wir etwas zur Aufklärung beitragen können. Denn der Bericht enthält unter der Überschrift „Wer bin ich?" die Schilderung des Schicksals eines Flüchtlingskindes, das seine Vergangenheit sucht. Ich rief Otto David an und sagte ihm, daß wir seine Lebensgeschichte unserem Leserkreis übermitteln wollen mit der kleinen Hoffnung, daß sich trotz der nur wenigen und vagen Angaben einige Hinweise ergeben. Er war dankbar dafür, der Mann, der sich Otto David nennt – oder heißt er David Otto? Das konnte bisher nicht geklärt werden. Er taucht als registrierte Person erst am 21. Januar 1945 auf, als er kurz vor Mitternacht in Dresden in der Kinderklinik des Gerhard-Wagner-Krankenhauses, der heutigen Uniklinik, aufgenommen wird. Ein elendes Bündelchen Mensch, noch nicht einmal neun Kilogramm leicht. Wie alt? Im Aufnahmebericht wird das Alter des Kindes mit „etwa 1 1/2 Jahren" angegeben. Es existiert, wie Herr David später feststellen konnte, eine Krankenakte, in der sein Geburtsdatum mit 7. Juli 1943 angegeben wird. Diese Angabe stammt wahrscheinlich von der DRK-Schwester, die das Kind eingeliefert hat. Es soll sich in einem Flüchtlingszug aus Ostpreußen befunden haben, der auf dem Hauptbahnhof von Dresden nach tagelanger Fahrt endete.

Was ist sonst noch bekannt? In der Krankenakte ist als Wohnort „Klein Kalau" vermerkt sowie „vorübergehender Aufenthalt Schmückert, Kreis Rawitsch, letzter Aufenthalt Kinderklinik Leslau". Das sind die einzigen Anhaltspunkte, die aber auch nicht sicher sind, denn zwischen Rawitsch und Leslau liegen etwa 300 Kilometer. Kam der Zug überhaupt aus Ostpreußen, wurde das Kind mit seinen Angehörigen auf der Fahrt durch die ehemalige Provinz Posen in dem im südlichen Grenzbereich liegenden Rawitsch aufgenommen, oder kam der Flüchtlingszug nur aus diesen Gebieten? Wo liegt Klein Kalau? Warum hat niemand von seinen Angehörigen in der Klinik nach ihm gefragt – ihn auch nie gesucht, wie er später feststellen mußte. Dafür hat er, der als Kind sechs Pflegefamilien durchwanderte, mit Unterstützung seiner Frau nach seiner Herkunft geforscht, alle in Frage kommenden Suchstellen bemüht – nichts, nichts. Vielleicht kamen die Angehörigen, wenn sie in Dresden blieben, in dem Inferno um? Und wie heißt er wirklich? Trug das Kind ein Namensbändchen, sind vielleicht Otto David nur die Vornamen? Was bleibt für uns zu tun? Zuerst einmal die Klärung, ob am 21. Januar 1945 ein Flüchtlingszug aus Ostpreußen in Dresden eintraf. Wenn nicht, aus welcher Gegend könnte der Zug gekommen sein? Wo liegt Klein Kalau? Wer kennt Familien mit den Namen „Otto" (es gibt über 100 000 in Deutschland) oder „David" (immerhin auch noch 30 000), die während der Flucht aus ihren östlichen Heimatgebieten in Dresden landeten? „Ein Quentchen Hoffnung lebt immer noch", sagt Otto David. Vielleicht könnte der Funke wenigstens zum Glimmen gebracht werden (Otto David, Köttewitzer Weg 29 in 01257 Dresden, Telefon / Fax 03 51 / 2 00 89 56)!

Auf konkrete Angaben kann ich mich bei der nächsten Suchfrage stützen, die unser Leser **Werner Kaupert** aus Gotha stellt, der um „Familienhilfe" bittet. Die Nachforschungen über die gesuchten Angehörigen blieben trotz intensiver Bemühungen bisher ergebnislos. Es handelt sich um die Schwester seiner Großmutter **Frieda Bulla** geborene **Geisler**, * 1885 in Schwiebus, und ihren Ehemann Franz Bulla, * 1882 in Polnisch-Neukirk, sowie um deren Töchter **Anna-Maria** Bulla, * 20. Juni 1911 in Schwiebus und **Margarete van de Loo** geborene Bulla, * 18. März 1914 in Schwiebus. Die Familie wohnte im Vorwerk Karlsrode bei Schwenteinen, Kreis Osterode, nahe Hohenstein. Frieda Bulla soll im Oktober 1945 mit einem Transport von Osterode in den Westen gekommen sein. Das wird auch durch den Kirchlichen Suchdienst bestätigt, nach dessen Unterlagen sie sich 1946 in Prerow / Darß aufgehalten hat. Sie gab von dort eine Suchanzeige nach Mann und Töchtern auf, von denen seit Januar 1945 jede Spur fehlt. Herr Kaupert war selber in Prerow und hat nach dem Verbleib seiner Großtante geforscht, leider vergeblich. Wohin ist Frieda Bulla gezogen, wo hat sie gelebt, wo ist sie verstorben? Von den anderen Familienmitgliedern fehlt ebenfalls jede Spur, auch in den Moskauer Archiven ist nichts zu finden. Im September 1944 lebten noch Eltern und Töchter zusammen in Karlsrode. Das geht aus einem Feldpostbrief hervor, den Herr Kauperts Vater an seine Frau schrieb. Darin erwähnt er, daß er bei einem Fronturlaub seine Verwandten in Karlsrode besucht habe. Herr Kaupert hofft nun, daß sich jemand aus unserem Leserkreis meldet, der mit Frieda Bulla auf dem Transport oder danach zusammen war oder weiß, welches Schicksal Franz Bulla und seine Töchter erlitten (Werner Kaupert, Kastanienallee 8 in 99867 Gotha, Telefon 0 36 21 / 40 53 43).



Die ostpreußische Familie

Ruth Geede Foto: privat

Manchmal erscheint das Schicksal so widersinnig. Da durfte das kinderreiche Ehepaar **Maria** und **Rudolf Scheller** aus Brenersdorf, Kreis Insterburg im Zweiten Weltkrieg von sechs zur Wehrmacht eingezogenen Söhnen einen, **Willy**, reklamieren und glaubte ihn sicher vor dem Kriegsgeschehen – und dann blieb gerade dieser Sohn als einziges ihrer Kinder verschollen. Bis heute! Noch immer sucht die Schwester **Maria Hülse** nach dem vermißten Bruder oder einen seiner ehemaligen Kameraden, der etwas über sein Schicksal aussagen kann. Und mit ihr auch andere Schwestern und Brüder, denn nach Kriegsende fand sich die Großfamilie bei dem ältesten Sohn **Ernst** im thüringischen Gera zusammen, wo dieser bereits seit 1933 wohnte: die Eltern, Söhne, Töchter, Schwiegersöhne und weitere Angehörige – nur Willy fehlte. Der am 13. Juli 1920 Geborene war nach der Freistellung in den Polizeidienst in Insterburg gegangen, wurde aber im Februar 1944 dann doch noch eingezogen (Gen. Marschkompanie I. 161/20 FDN 33 732). Bereits am 10. April wurde Willy Scheller als vermißt gemeldet und zwar im Raum Onisebnie / Bessarabien, zwischen Chisinau und Jassi. In seinem letzten Brief schrieb er, daß er mit fünf anderen Kameraden von der Kompanie getrennt worden sei und in meterhohem Schnee umherirre. Er muß dann doch wieder Anschluß an seine Einheit gefunden haben, denn der Brief ist auf den Postweg gelangt und hat die Familie noch im April erreicht. Die Familie hat nie eine Auskunft über das Schicksal – Verwundung oder Tod – von Willy Scheller bekommen. Zwar rief vor einigen Jahren ein ehemaliger Angehöriger der Einheit bei Frau Hülse an und berichtete, daß alle bis auf 17 Mann umgekommen seien, aber über das Schicksal von Willy Scheller konnte er auch nichts sagen. Seine Schwester Maria mußte auch einige Jahre um ihren Mann bangen. Sie selber war 1944 im Postamt Jänischken beschäftigt wie auch ihr Bruder **Rudi**, konnte dann im November zu ihrer Schwester nach Königsberg gehen, wo ihr damaliger Verlobter **Fritz Hülse** stationiert war. Ein erstmal kurzes Glück, denn er geriet in russische Kriegsgefangenschaft und wurde erst im Oktober 1949 entlassen. Daß sich die ganze Familie durch den „Treffpunkt Gera" zusammenfinden konnte – „dafür sind wir Gott dankbar", wie Maria schreibt. Bleibt jetzt nur noch dieses letzte Fünkchen Hoffnung, endlich etwas über den vermißten Bruder zu erfahren (Maria Hülse, Kastorstraße 16 in 56068 Koblenz).

Auch **Hardy Micheels** Großvater **Otto-Gustav Danöhl**, * 11. Februar 1913 in Wartenburg, Ostpreußen – dort wohnhaft Passenheimer Straße 20 – gilt seit Anfang Januar 1945 als vermißt. Er kam im März 1940 zu der Fliegerhorstkompanie Prowehren (Erkennungsmarke – 179, Kdtr. E. Fl. Horst Prowehren). Wann er zum Heer kam, ist nicht bekannt. Er gehörte ab dem 3. September 1944 zur Marschkompanie Panzergrenadier-Ersatzbataillon 5 i, Standort Stettin, (29. September 1944: 5. Kompanie Grenadier-Regiment 911 der 349. Volksgrenadierdivision). Letztmalig wurde Otto-Gustav Danöhl in einer Meldung vom 28. November 1944 (Feldpostnummer 21571) erwähnt. Die letzte Nachricht stammt aus einem Königsberger Lazarett in der Beethovenstraße. Die Frage: Wer war Anfang Januar 1945 auch in jenem Lazarett und kann etwas über den Verbleib der Verwundeten aussagen, kann sich vielleicht sogar an Otto-Gustav Danöhl erinnern? Auch Angehörige der genannten Einheiten sind gefragt. (Hardy Micheel, Emy-Roeder-Straße 87 in 68163 Mannheim, E-Mail: h.micheel@schleswig-holstein.de).

Die Frage von **Elfriede Gerstner** aus München geht auf eine Veröffentlichung in unserer „Ostpreußischen Familie" aus dem Jahr 1999 zurück, in der es um **Fritz Lederich** aus Königsberg ging. Eine Kusine von ihm suchte dort nach Angehörigen. Da Frau Gerstner aus sehr persönlichen Gründen immer nach Angaben über ihn gesucht hat, verfolgte sie die Spur, aber die Suche erbrachte kein befriedigendes Ergebnis. Fritz Lederer wurde am 31. Juli 1919 in Königsberg geboren und verstarb am 9. März 1943 in Wetzlar. Wer aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft kann Näheres über ihn sagen und möchte Verbindung zu Frau Gerstner aufnehmen? Sie wäre sehr, sehr froh darüber. Weitere Ausführungen kann und möchte ich hier nicht geben. Ich habe lange mit Frau Gerstner telefoniert und will auch gerne als „Mittelsfrau" fungieren (Elfriede Gerstner, Musäusstraße 2 in 81241 München, Telefon 0 89 / 8 34 78 65, E-Mail: elfriedegerstner@aol.com).

Auch wenn sie bereits 78 Jahre alt ist, betreibt **Elfriede Borsdorf** aus Berlin eifrig Familienforschung und ist schon fündig geworden. Aber nun hapert es, und sie hofft, daß unsere Ostpreußische Familie ihr weiterhelfen kann. Die Spurensuche führt nach Schast im Kreis Johannisburg. Dort wurde ihre Großmutter **Wilhelmine Rattay** am 24. Mai 1865 geboren. 1890 heiratete sie in Johannisburg **Johann Wiezorrek**, * 18. Juni 1866, aus Alt-Ukta, wo sie auch am 26. April 1922 verstarb. Ihre Eltern waren **Ludwig Rattay**, * 1. Juni 1826, † 17. November 1903, und **Esther** geborene **Grenda**, * 26. Februar 1830, † 7. Januar 1890, beide in Schast geboren, haben dort gelebt, sind dort begraben. Daten über eine 1872 geborene Schwester von Wilhelmine Rattay sind bekannt. Es muß aber noch mindestens zwei Brüder – **Michael**, **Paul**, **Ludwig**? – gegeben haben. Wer hat diese Namen in seiner Familie und kann mit Daten aufwarten? Weiterhin sucht Frau Borsdorf die Familie Joswig aus der Graf-York-Straße in Johannisburg. **Ida Joswig** war eine geborene **Giesa** und stammte aus Eckertsdorf. Als Frau Borsdorf 1947 in Johannisburg arbeitete, war die Straße ein Trümmerhaufen. Frau Joswigs Mutter, **Louise** Giesa geborene Wiezorrek, * 1863, † 1938, war eine Schwester von Frau Borsdorfs Großvater Johann Wiezorrek. Auch hier werden Nachkommen gesucht (Elfriede Borsdorf, Polchaustraße 2, Etage 20, Wohnung 7 in 12681 Berlin, Telefon 0 30 / 5 42 45 91).

Das wären heute also wieder alles personenbezogene Suchwünsche. Aber es gibt noch jede Menge andere, auch mehr oder weniger erfolgreiche Reaktionen auf unsere Veröffentlichungen, auch gekoppelt mit neuen Wünschen. Die mußten heute leider zurückgestellt werden, macht nuscht, in der nächsten Woche sind wir ja wieder da!

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede

Was gegen die Vogelgrippe getan wird

In der Russischen Föderation weitet sich die Vogelgrippe aus. In Südrußland sollen innerhalb der ersten beiden Monate dieses Jahres über eine Million Vögel dem Vogelgrippevirus H5N1 zum Opfer gefallen sein. Der russische Verbraucherschutz meldete, daß das Virus bereits in neun Regionen aufgetreten sei, und zwar auch bei Zuchtvieh und nicht nur bei wilden Tieren. In der Geflügelfabrik „Tbilisskaja", 124 Kilometer von Krasnodar entfernt, verendeten bereits Mitte Februar 24 000 der insgesamt 300 000 Hühner. Ob die Tiere am agressiven H5N1-Virus starben oder an der Newcastle-Erkrankung (Pseudopest), konnte bislang nicht endgültig geklärt werden. Sicher ist lediglich, daß bislang in der Russischen Föderation keine Menschen angesteckt wurden. Inzwischen soll sich die Vogelgrippe auf 14 Regionen Südrußlands ausgeweitet haben. Zum Schutz vor weiterer Verbreitung der Krankheit sind großflächige Geflügel-Impfaktionen angelaufen.

Nicht nur in Südrußland wird geimpft, sondern auch in Moskau und anderen Regionen findet der vorhandene Impfstoff Anwendung, obgleich Virulogen nicht ausschließen, daß das Virus mutieren und gegen den Impfstoff immun werden könnte. In Moskau mußten sich sämtliche Vögel im Zoo, im Zirkus wie auch Haustiere einer Impfung unterziehen.

Im Königsberger Gebiet befürchtet man vor allem im Bereich der Ostseeküste das Auftreten der Vogelgrippe. In der Gegend von Palmnicken haben Dorfbewohner bereits tote Enten gefunden, am Ufer bei Palmnikken sogar Dutzende. Auch in Groß Dirschkeim fanden Spaziergänger Kadaver und verendete Wildvögel. Bislang gibt es keinen Hinweis darauf, daß es sich hier um Fälle von Vogelgrippe handelte. Das Vogelsterben ist möglicherweise eine Folge des harten Winters, die Vögel könnten verhungert sein. Die Menschen in der Region sind es gewohnt, daß das Meer im Winter tote Vögel ans Ufer spült.

Um sicher zu gehen, hat Königsbergs Bürgermeister Jurij Sawenko bis zum 31. Mai die Geflügelfabrik „Baltptitseprom" zur geschlossenen Zone erklärt. Die Straße dorthin darf nur eingeschränkt befahren werden, die Fabrik wird regelmäßig überprüft, Spezialisten führen bei den Tieren laufend Untersuchungen durch. So hofft man, einer Ansteckung des Geflügels durch Zugvögel, deren Rückkehr unmittelbar bevorsteht, vorzubeugen. *MRK*

Wir gratulieren ...

ZUM 102. GEBURTSTAG

Kalettka, Wilhelmine, geb. Wysk, aus Neufließ, Kreis Ortelsburg, jetzt Oetternbachstraße 31, 32791 Lage/Lippe, am 22. März

ZUM 100. GEBURTSTAG

Marczewski, Marie, geb. Sobolewski, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Bonhoefferstraße 22, 47138 Duisburg, am 20. März

ZUM 97. GEBURTSTAG

Korbanka, Charlotte, geb. Zallmann, aus Lyck, Hindenburgstraße 39, jetzt Meeräckerplatz 4, Richard Böttger Heim, 68163 Mannheim, am 26. März

ZUM 96. GEBURTSTAG

Bettin, Willi, aus Paterswalde, Kreis Wehlau, jetzt Am Jostenbusch 6, 41462 Neuss, am 22. März

Biella, Otto, aus Rohmanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Flachsblütenweg 14, 34346 Hann.-Münden, am 20. März

Kattenberg, Minna, geb. Riechert, aus Lindental, Kreis Elchniederung, jetzt Stettiner Straße 6, 59558 Lippstadt, am 24. März

Rumstig, Magdalena, geb. Schlingenhoff, aus Klein Nickelsdorf, Kreis Wehlau, jetzt Dr.-Alexander-Straße 32, 19258 Boizenburg, am 20. März

ZUM 95. GEBURTSTAG

Belusa, Maria, aus Wiesenhöhe, Kreis Treuburg, jetzt Lohkoppelstraße 332 B, 22083 Hamburg, am 26. März

Buyny, Hedwig, geb. Borchert, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Egerländerstraße 28, 65479 Raunheim, am 25. März

Kollberg, Lina, aus Sommerfeld, Kreis Pr.-Holland, jetzt Heim Feindt, Berliner Straße, 23879 Mölln, am 22. März

Viehmann, Wilhelm, aus Kreis Elchniederung, jetzt Martin-Luther-Anlage 8, Ernst-Sopp-Haus, Pf. 201, 63450 Hanau, am 21. März

ZUM 94. GEBURTSTAG

Bach, Brunhilde, geb. Schramm, aus Wehlau, Grabenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Langenfort, 22307 Hamburg, am 25. März

Hein, Gertrud, aus Lyck, Kaiser-Wilhelm-Straße 109, jetzt Albrecht-Dürer-Straße 32, 65428 Rüsselsheim, am 25. März

Olk, Martha, geb. Kotzinski, aus Rehbruch, Kreis Ortelsburg, jetzt Schützenstraße 74, 45964 Gladbeck, am 22. März

ZUM 93. GEBURTSTAG

Gelbke, Luise, geb. Schlegel-Rohrmoser, aus Insterburg, Altes Schloß, jetzt Gottfried-Smidt-Straße 6, 37120 Bovenden, am 17. März

Godau, Liesbeth, geb. Bublies, aus Tapiau, Kolonie, Kreis Wehlau und Neudamm, Kreis Samland, jetzt Steller Straße 55, 28259 Bremen, am 25. März

Herbst, Gerda, geb. Schmekyes, aus Königsberg, Schrötterstraße 79, jetzt Lempenseite 56, 69168 Wiesloch, am 9. März

Kerlies, Gertrude, geb. Bosniakowski, aus Bergenau, Kreis Treuburg, jetzt Hastener Straße 27, Haus am Park, Zi. 242, 42855 Remscheid, am 24. März

Schalwat, Minna, geb. Peim, aus Eichhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Hafenstraße 45, 25709 Marne, am 23. März

Stadie, Frieda, aus Randau, Kreis Ebenrode, jetzt Heerstraße 5, 39398 Hadmersleben, am 22. März

Stalbaum, Erna, geb. Conrad, aus Elbing, jetzt Haus Miteinander, Lindenstraße 75, 75175 Pforzheim, am 24. März

ZUM 92. GEBURTSTAG

Girnus, Lisbeth, geb. Schäfer, aus Finkenhof, Kreis Elchniederung, jetzt Wedeler Chaussee 69, 25436 Moorrege, am 25. März

Jodszuweit, Edith, aus Kleeburg, Kreis Elchniederung, jetzt Alexanderstraße 31, 47443 Moers, am 20. März

Kurschat, Erwin, aus Gerhardsweide, Kreis Elchniederung, jetzt Hoffeldstraße 215, 70597 Stuttgart, am 23. März

Nienburg, Willi, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Brandenberger Weg 2, 42555 Velbert, am 23. März

Soboll, Adolf, aus Eichensee, Kreis Lyck, jetzt Eichendorffweg 12, 71554 Weißach, am 25 März

Stünzer, Gerda, geb. v. Sperber, aus Groß-Lenken, Kreis Tilsit-Ragnit, Römerweg 9, 32760 Detmold, am 21. März

Wieschollek, Ernst, aus Groß Schöndamerau, Kreis Ortelsburg, jetzt Dahlenburger Straße 11, 29549 Bad Bevensen, am 20. März

ZUM 91. GEBURTSTAG

Abramzik, Elfriede, geb. Rudnik, aus Preußenwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Eisenbahnstraße 23, 64584 Biebesheim, am 20. März

Dunitza, Helene, geb. Blasko, aus Schwiddern, Kreis Treuburg, jetzt Hinter den Höfen 17, 34355 Staufenberg, am 26. März

Gluth, Werner, aus Kreuzingen, Kreis Elchniederung, jetzt Am Schönenkamp 206, 40599 Düsseldorf, am 24. März

Gorski, Gertrud, geb. Schaefer, aus Borken, Kreis Treuburg, jetzt Stettinger Straße 13, 40668 Meerbusch, am 21. März

Krupa, Herta, geb. Buxilowski, aus Martinshöhe, Kreis Lyck, jetzt Finkenweg 1, 69251 Gailberg, Baden, am 23. März

Lindner, Anna, aus Borschimmen, Kreis Lyck, jetzt Staudengarten 1, 44894 Bochum, am 22. März

Müller, Rosa, geb. Klein, Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Duburger Straße 81, 24939 Flensburg, am 26. März

Pauli, Ernst, aus Tapiau, Bergstraße, Kreis Wehlau, jetzt Blumenstraße 5, 59955 Winterberg, am 20. März

Semann, Erna, geb. Rohrer, aus Stobern, Kreis Ebenrode, jetzt Tannensteig 2, 90537 Feucht, am 26. März

ZUM 90. GEBURTSTAG



Albert Kaschinski aus Wieps, Allenstein, Königsberg (Pr), Fahrenheidstraße 22, 1. R. 1 jetzt Seehausstraße 23, 75233 Tiefenbronn. Herzlichen Glückwunsch! Marianne, Karin und Klaus. Gruß an alle Rossgärter Mittelschüler.

Brozio, Anni, aus Goldensee, Kreis Lötzen, jetzt Ludwig-Jahn-Straße 38, 23611 Bad Schwartau, am 20. März

Deptolla, Paul, aus Treudorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Hüttenstraße 13, 31655 Stadthagen, am 23. März

Hofmeister, Marianne, geb. Posdziech, aus Neidenburg, jetzt Arlberger Straße 32, 47249 Duisburg, am 22. März

Junkereit, Emil, aus Neufelde, Kreis Elchniederung, jetzt Holzschuherring 44, 91058 Erlangen, am 21. März

Kobus, Ida, geb. Czernitzki, aus Puppen, Kreis Ortelsburg, jetzt Hansemannstraße 5, 45964 Gladbeck, am 21. März

Leskien, Ernst, aus Arnau, Kreis Samland, jetzt Gewerbestraße 11, 27374 Visselhövede, am 12. März

Neumann, Minna, geb. Kreutzer, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Rosenwinkel 4, 29643 Neuenkirchen, am 25. März

ZUM 85. GEBURTSTAG

Ballnus, Willi, aus Thomaten, Kreis Elchniederung, jetzt Hauptstraße 46, 24819 Todenbüttel, am 22. März

Bartels, Erna, geb. Teppke, aus Neu-Trakehnen, Kreis Ebenrode, Bgm.-Pergande-Straße 3, 37586 Dassel, am 23. März

Berghoff, Elisabeth, geb. Preikschat (Kuklinske), aus Wenzbach, Kreis Ebenrode, jetzt F.J.-Schneider-Straße 15, 53604 Bad Honnef, am 14. März

Felgendreher, Kurt, aus Reimannswalde, Kreis Treuburg, jetzt Elsterheide 3, 29308 Winsen / Aller, am 26. März

Grolla, Hedwig, geb. Dorny, aus Gardienen, Kreis Neidenburg, jetzt Hüttebruch 21, 58566 Kierspke, am 23. März

Haegermann Margarete, geb. Brommecker, aus Ulmenau, Kreis Ebenrode, jetzt Mühlrain 12, 35578 Wetzlar, am 22. März

Hallmann, Erika, geb. Kroehnert, aus Köllm. Linkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Hartweg 37, 59602 Rüthen, am 24. März

Hamester, Käte, verw. Hennig, geb. Rehberg, aus Ludwigsort und Schwengels, jetzt Sachsenwaldstraße 12, OT Möhnsen, 21493 Schwarzenbek, am 21. März

Hanert, Irmgard, geb. Ewert, aus Landsberg, Kreis Pr. Eylau, jetzt Galgenberg 20, 93485 Rimbach, am 25. März

Höllger, Walter, aus Iwenheide, Kreis Elchniederung, jetzt Gartenstraße 17, 31275 Lehrte, am 20. März

Hübner, Felicitas, geb. Lepenis, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Hinter dem Kirchhof 6 a, 24211 Preetz, am 22. März

Hunger, Hans-Joachim, aus Königsberg, jetzt Lehmwohldstraße 23, 25524 Itzehoe, am 8. März

Jantz, Herbert, aus Friedrichsthal, Kreis Wehlau, jetzt Am Isfeld 19, 22589 Hamburg, am 24. März

Kabisch, Edith, geb. Baltrusch, aus Wihelmsheide, Kreis Elchniederung, jetzt Am Marienplatz 1, 21680 Stade, am 23. März

Kaminski, Hilde, geb. Rothgänger, aus Willkassen, Kreis Treuburg, jetzt Rottstraße 31, 44793 Bochum, am 26. März

Kiel, Hans P., aus Merunen, Kreis Treuburg, jetzt bei Angela Kiel, Emser Straße 5, 10719 Berlin, am 21. März

Kowalski, Rudolf, aus Kl. Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Ostpreußenstraße 9, 34233 Fuldatal, am 25. März

Kroll, Gustav, aus Plöwken, Kreis Treuburg, jetzt Römerstraße 10, 67166 Otterstadt, am 25. März

Kulinna, Charlotte, geb. Kelbassa, aus Radegrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Eichenfeldstraße 21, 40764 Langenfeld, am 28. März

Kupka, Marie, geb. Kalinowski, aus Bärenbruch, Kreis Ortelsburg, jetzt Holstegge 21, 46284 Dorsten, am 21. März

Lontke, Herta, geb. Günther, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Weißdornweg 3, 37574 Einbeck, am 23. März

Mallitzki, Hildegard, geb. Wirobski, aus Treuburg, Bergstraße 19, jetzt c/o Dr. Wuerfel, Kirchstraße 10, 57518 Alsdorf, am 25. März

Ollesch, Frieda, geb. Treziak, aus Luckau, Kreis Ortelsburg, jetzt Mittelweg 12, 38178 Wendeburg, am 20. März

Rohmann, Hilde, geb. Symanzik, aus Keipern, Kreis Lyck, jetzt Hasselbrookstraße 38, 22089 Hamburg, am 25. März

Schmitz, Marta, geb. Lendzian, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt Meertal 6, 41464 Neuss, am 24. März

Schulz, Gertrud, geb. Ziemba, aus Lyck, Lycker Garten 40, jetzt Richard-Wagner-Straße 86, 45657 Recklinghausen, am 26. März

Schunk, Luise, geb. Neumann, aus Nassenfelde, Kreis Elchniederung, jetzt Geyerswörthstraße 6 A, 96047 Bamberg, am 20. März

Schwedopp, Hans, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Lütjenbrodter Weg 14, 23775 Großenbrode, am 20. März

Tschau, Gertrud, geb. Gromzik, aus Bilderweiten, Kreis Ebenrode, jetzt Mergenthaler Weg 18, 30519 Hannover, am 6. Februar

Wahl, Elfriede, geb. Geipel, aus Neidenburg, Markt 17, jetzt Albanusstraße 21, 55128 Mainz, am 21. März

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bauch, Waltraud, geb. Grieschat, aus Alexbrück, Kreis Ebenrode, jetzt Westphalstraße 13, 17087 Altentreptow, am 21. März

Brandtner, Kurt, aus Gutweide, Kreis Ebenrode, jetzt Ahornweg 18, 25451 Quickborn, am 26. März

Block, Gertrud, geb. Bombor, aus Plöwken, Kreis Treuburg, jetzt Böhnrüher Weg 100, 24360 Barkelsby, am 23. März

Bohn, Frida, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Alte Landstraße 44, 25524 Itzehoe, am 22. März

Czybulka, Fritz, aus Auersberg, Kreis Lyck, jetzt Am Kämpchen 10, 40885 Ratingen, am 20. März

Eulig, Elli, geb. Schimkat, aus Bruchhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Krahwinkel 18, 45886 Gelsenkirchen, am 21. März

Gandyra, Edith, geb. Pryborowski, aus Schwentainen, Kreis Treuburg, jetzt Beckedorfer Straße 106, 21218 Seevetal, am 25. März

Gerull, Lieselotte, geb. Kewitz, aus Tapiau, Kirchenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Bugenhagenweg 26, 24768 Rendsburg, am 24. März

Gühne, Gertrud, geb. Knappke, aus Ortelsburg, jetzt Franz-Mehring-Straße 4 A, 04157 Leipzig, am 24. März

Höpcke, Frieda, geb. Boschinski, aus Klein Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Recknitzstraße 30, 22547 Hamburg, am 24. März

Karrasch, Wilhelm, aus Erben, Kreis Ortelsburg, jetzt Gertrudiesstraße 24, 42651 Solingen, am 22. März

Kessler, Heinz Günter, aus Lötzen, jetzt Schaarreihe 86 a, 26389 Wilhelmshaven, am 21. März

Laskowski, Heinz, aus Schwiddern, Kreis Treuburg, jetzt Hildburgstraße 52, 31737 Rinteln, am 24. März

Latossek, Otto, aus Roggen, Kreis Neidenburg, jetzt Brandenweg 3, 28357 Bremen, am 21. März

Maier-Solgk, Roswitha, geb. Luft, aus Lötzen, jetzt Brabanter Straße 16, 80805 München, am 23. März

Mühleisen, Elfriede, geb. Weituschat, aus Rundfließ, Kreis Lyck, jetzt Töpferstraße 22, 99734 Nordhausen, am 25. März

Padberg, Horst, aus Ortelsburg, jetzt Pastorenstraße 8/36, 32657 Lemgo, am 21. März

Petroschka, Erich, aus Neulinkuhnen, Kreis Elchniederung, jetzt Danziger Straße 1, 91301 Forchheim, am 20. März

Riedel, Hildegard, geb. Gebert, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Rudenberger Straße 8, 79822 Titisee-Neustadt, am 22. März

Ritzkat, Ella, aus Ströhlen, Kreis Ebenrode, jetzt Rosengarten 1 A, 33605 Bielefeld, am 21. März

Ruppel, Irmgard, geb. Anutta, aus Wiersba, Kreis Sensburg, jetzt Sieberweg 45, 37081 Göttingen, am 26. März

Schrader, Erika, geb. Frassa, aus Freudengrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Bismarckstraße 30, 45888 Gelsenkirchen, am 24. März

Schulewski, Ernst, aus Waldwerder, Kreis Lyck, jetzt Seilerstraße 60, 31655 Stadthagen, am 24. März

Schulz, Kurt, aus Regeln, Kreis Lyck, jetzt Im Meldauer Berg 80, 27283 Verden, am 20. März

Schwermer, Walter, aus Biederswalde, Hassenhügel Kolonie, Kreis Wehlau, jetzt Ratzeburger Allee 104, 23562 Lübeck, am 26. März

Senf, Erich, aus Worfengrund, Kreis Ortelsburg, jetzt Kleiberweg 72, 22547 Hamburg, am 24. März

Sprengel, Klaus, aus Holländerei, Kreis Wehlau, jetzt Oldenburger Straße 97, 26871 Papenburg, am 22. März

Thiel, Erich, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Ostpreußenweg 19, 33689 Bielefeld, am 21. März

Wecker, Elisabeth, geb. Wallesch, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Berliner Straße 29, 45966 Gladbeck, 26. März

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Greger, Siegwart, und Frau Gerda, geb. Maschorek, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Waldbachstraße 7, 04924 Zeischa, am 11. März

Heisrath, Erwin, aus Großpreußenwald, Kreis Gumbinnen, und Frau Verena, geb. Gießler, jetzt Karl-Liebknecht-Straße 16, 99310 Arnstadt, am 17. März

Seminar: Arbeit der Kreisgemeinschaften

Hamburg – Vom 24. bis 26. März 2006 findet im Ostheim in Bad Pyrmont ein Seminar zur gegenwärtigen Lage und den Zukunftsperspektiven der Kreisgemeinschaften in der Landsmannschaft Ostpreußen statt. Ein Abriß zur Geschichte Ostpreußens wird ebenfalls vermittelt. Die Wochenendveranstaltung richtet sich an Funktionsträger in den Kreisgemeinschaften und an der landsmannschaftlichen Arbeit Interessierte. Die Unterkunft und Vollverpflegung sind kostenlos. Seminargebühren werden nicht erhoben. Anmeldeunterlagen und nähere Informationen bei der Landsmannschaft Ostpreußen, Bundesgeschäftsführung, Parkallee 86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 23, Fax (0 40) 41 40 08 19, E-Mail: husen@ostpreussen.de

Goldenes Ehrenzeichen

Hans Schlender erblickte am 28. Januar 1934 in Gollnow in Pommern das Licht der Welt. Sein Vater war Mitarbeiter in einem großen Bauunternehmen. Auf Grund von Versetzungen des Vaters war die Familie zu mehreren Umzügen gezwungen. In Stettin ist Hans Schlender eingeschult worden. Im Jahre 1940 zog seine Familie zurück nach Gollnow. Anfang März 1945 mußte sie dann vor der nahenden Front nach Westen fliehen. In Quickborn nördlich von Hamburg fand man den Vater wieder und Weihnachten 1945 war die Familie wieder vereint.

Hans Schlender arbeitete nach Beendigung seiner Lehrzeit als Maschinenbauer, ab 1954 als Arbeitsvorbereiter, Einkäufer, Technischer Zeichner, Grafiker und Buchhalter. 1964 bestand er vor der Handelskammer Hamburg seine Kaufmannsgehilfen-Prüfung. Schlender trat dann in ein großes deutsches Unternehmen für schweißtechnische Erzeugnisse ein und stieg bald zum Leiter der Niederlassung Hamburg auf. Diese Tätigkeit übte er 29 Jahre lang bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand aus.

Schon während seiner Schulzeit in Quickborn wurde Hans Schlender Mitglied in der dortigen Gruppe der Deutschen Jugend des Ostens, deren Leitung er 1953 übernahm. Hier lernte er Marianne Klein aus Stobingen, Kreis Wehlau, kennen, die er 1956 heiratete. Der gemeinsame Sohn Uwe wurde 1961 geboren. Hans Schlender begleitete seine Frau zu Kreistreffen der Kreisgemeinschaft Wehlau. Anfang der 90ziger Jahre konnte er dem damaligen Leiter der Heimatkreiskartei bei der Umstellung auf EDV die nötigen Hilfen geben. Nach dem frühen Tod des Leiters der Heimatdatei übernahm Schlender dessen Aufgabe. Heute sind mehr als 45000 Namen von den 50200 Personen, die Anfang 1945 im Kreis Wehlau lebten, in der Datei enthalten. Nachdem Frau Dr. Christa Benz Ende 1997 zur Vorsitzenden der Agnes-Miegel-Gesellschaft gewählt worden war, übernahm Hans Schlender auch die Redaktion des zweimal im Jahr erscheinenden Wehlauer Heimatbriefes. Bei der Übernahme der Redaktion hatte der Heimatbrief rund 176 Seiten und nahezu 3500 Bezieher. Heute sind es je Folge etwa 250 Seiten und fast 6000 Bezieher. Durch die sorgfältige Pflege der Adressen ist die Anzahl der Rückläufer sehr niedrig. Mit den steigenden Bezieherzahlen ist gleichlaufend auch die Zahl der Spender gestiegen, so daß eine ausreichende Kostendeckung für die Herausgabe des Heimatbriefes und die Arbeit der Kreisgemeinschaft gegeben ist.

Im Rahmen der Landsmannschaft Ostpreußen hat Hans Schlender seit einer Reihe von Jahren die jährlichen Schriftleiterseminare der Heimatbrief-Redakteure geleitet und bei der Karteiführertagung der Kreisgemeinschaften 2002 als Berater fungiert. Erfolgreich ist auch die Einführung seines kompatiblen EDV-Programms bei einer Anzahl von Kreisgemeinschaften, die er anleitend begleitet.

Hans Schlender ist seit 1997 Mitglied des Vorstandes der Kreisgemeinschaft Wehlau und leistet als 1. Stellvertreter des Kreisvertreters unermüdlich eine hervorragende Arbeit. So hat er während der Krankheit und nach dem Tod des Schatzmeisters der Kreisgemeinschaft länger als ein halbes Jahr zusätzlich dessen Aufgaben übernommen, bis ein neuer Schatzmeister gefunden wurde.

Hans Schlender hat sich um die Landsmannschaft Ostpreußen und um die Kreisgemeinschaft Wehlau verdient gemacht. In Würdigung seiner außergewöhnlichen Leistungen und seines Einsatzes für Ostpreußen verleiht die Landsmannschaft Ostpreußen Herrn Hans Schlender das

Goldene Ehrenzeichen

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



BADEN-WÜRTTEMBERG

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Landesgruppe – Mittwoch, 22. März, 18.30 Uhr, Veranstaltungsreihe „Wintervorträge des Landesvorstandes“ im Haus der Heimat, Großer Saal, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart. Uwe Jurgsties, Bundesvorsitzender AdM, hält einen Vortrag „Das Memelland – gestern und heute“. Anschließend wird noch der Videofilm: „Von Memel nach Trakehnen“ (Läge 30 Minuten) gezeigt.

Freiburg – Sonnabend, 11. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Deutschen Kaiser“, Günterstalstraße 38. Hartwin Bredbeck hält einen Diavortrag: „Königsberg, die Perle Ostpreußens“ (Teil 1) im ostpreußischen Dialekt.

Metzingen – Die Jahreshauptversammlung wurde vom Vorsitzenden Heinz Scheffler zügig durchgeführt. Georg Weiß wurde das Goldene Dankabzeichen, die höchste Auszeichnung der Landesgruppe, für langjährige ehrenamtliche Tätigkeit verliehen. Der Vorsitzende dankte ihm im Namen aller Gruppenmitglieder für seine Arbeit, die er in Verbundenheit zu der Heimat leistet. Während die Teilnehmer gemütlich bei Kaffee und Kuchen saßen, berichtete der Vorsitzende aus dem Jahresgeschehen. Die Volkstanzgruppe unter der Leitung von Horst Sauff hat ihren Neuaufbau geschafft. in der Fliederstraße bekam sie endlich von der Stadt einen Übungsraum. Die Veranstaltungen der Gruppe waren gut besucht. Über die finanziellen Bewegungen des Jahres berichtete Dagmar Voss, die als Schriftführerin und Kassenleiterin die Arbeiten der Gruppe jahrelang umsichtig und kritisch erledigt. Die Finanzen sind knapp. Die Einnahmen kommen aus den Mitgliedsbeiträgen und überwiegend aus dem Erlös der stets umfangreichen Tombola beim Grützwurstessen. Die Kassenprüfer Helga und Peter Brulow bestätigten eine korrekte Kassenführung, so daß dem Vorstand Entlastung erteilt wurde. Unter der Leitung von Lm. Brulow wählten die Anwesenden den alten Vorstand komplett neu, so daß dem neuen Vorstand angehören: Vorsitzender Heinz Scheffler, Stellvertreter Horst Sauff, Kassiererin und Schriftführerin Dagmar Voss, Beisitzer Gerda Haushalter und Georg Weiß, Kassenprüfer Helga und Peter Brulow. Scheffler bedankte sich auch im Namen des Vorstandes für die Treue zur Gruppe – dies sei eine große Verpflichtung zum Weitermachen. Gespannt wurde der Höhepunkt des Treffens erwartet. Heinz Scheffler hat einen über einstündigen Film über die Busreise der Gruppe durch Ostpreußen erstellt. Wehmütig betrachteten die Zuschauer die Bilder aus und von der Heimat. Dem Ehepaar Scheffler galt erneut der Dank der Landsleute für die hervorragend organisierte Reise. Sie war der Höhepunkt der Aktivitäten im vergangenen Jahr. Der Vorsitzende informierte auch über die diesjährigen Treffen: 2. Juli (Jahresausflug nach Heidelberg mit Bus und Schiff), 28. Oktober (Grützwurstessen) und 10. Dezember (Weihnachtsfeier).



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Kitzingen – Freitag, 17. März, Treffen im „Deutscher Kaiser“. Roswitha Kramer referiert über das Sozialrecht.



BERLIN

Vors.: Hans-Joachim Wolf, Telefon (03 37 01) 5 76 56, Habichtweg 8, 14979 Großbeeren, Geschäftsführung: Telefon (0 30) 23 00 53 51, Deutschlandhaus, Stresemannstraße 90, 10963 Berlin

HEIMATKREISGRUPPEN

Lötzen – Sonntag, 2. April, 14.30 Uhr, Treffen in der „Oase Amera“, Borussiastraße 62, Berlin-Tempelhof. Anfragen: Willi Grewig, Telefon 62 60 92 22.

Lyck – Sonnabend, 1. April, 15 Uhr, Treffen in den Ratsstuben JFK, Am Rathaus 9, Berlin-Schöneberg. Anfragen: Peter Dziengel, Telefon 8 24 54 79.

Wehlau – Sonntag, 2. April, 15 Uhr, Treffen im „Bräustübl“, Bessemerstraße 84, 12103 Berlin. Anfragen: Lothar Hamann, Telefon 6 63 32 45.



BREMEN

Vors.: Helmut Gutzeit, Tel. (04 21) 25 09 29, Fax (04 21) 25 01 88, Hodenberger Straße 39 b, 28355 Bremen. Geschäftsführer: Bernhard Heitger, Telefon (04 21) 51 06 03, Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr

Bremerhaven – Freitag, 17. März, 15 Uhr, Heimatnachmittag in der Ostpreußenhalle in Wulsdorf. – Freitag, 24. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung der Frauengruppe mit Osterfeier im „Barlach-Haus“. – Den Titel „Kohlkönigin“ verdiente sich die Schriftführerin der Gruppe bei Kohl- und Pinkelessen. 50 Teilnehmer konnte die 1. Vorsitzende Marita Jachens-Paul bei ihrer „Neujahrsansprache“ begrüßen. Sie wies besonders auf die beiden Feiern in diesem Jahr zum 80jährigen Bestehen der Gruppe am 22. September im „Haus am Blink“ des BEW und am 27. Oktober im Barlach-Haus hin. Anschließen folgte das zünftige Grünkohlessen, das schmackhaft und reichhaltig aufgetischt wurde. Danach gab es neben dem obligatorischen Korn auch Kaffee. Zuvor hatten 20 Teilnehmer eine Kohlwanderung gemacht. Pressewart Jürgen Sandmann hatte eine Strecke ausgearbeitet, die sich sehr Abwechslungsreich gestaltete. Mehrere Teilnehmer meinten, an einigen Stellen noch nie gewesen zu sein. Viermal wurde „getankt“. Der Zug kam nur langsam voran, so viel hatte man sich zu erzählen. In lustiger Stimmung erreichten aber alle das Ziel. Familie Till, Bernhard Tessarczyk und Klaus Eichholz sei herzlich für „Speis und Trank“ unterwegs gedankt.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Sonntag, 21. Mai, 14 Uhr, Fahrt zur Dittchenbühne zum Besuch der Theateraufführung „der Strom“ von Max Halbe. Abfahrt des Busses ab Kirchenallee (Hauptbahnhof) 14 Uhr. Kaffeetrinken 16 Uhr, Theateraufführung 16 Uhr. Rückfahrt gegen 18.30 Uhr. Gesamtpreis einschließlich Busfahrt 15 Euro. Anmeldungen bei Lm. Bridszuhn, Telefon 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Heiligenbeil – Sonntag, 26. März, 14 Uhr, lädt die Heimatkreisgruppe alle Mitglieder und Freunde in und um Hamburg zu ihrem Frühlingsfest im Seniorentreff, Am Gojenboom 30, Hamburg ein. Sie erreichen den Seniorentreff mit der U-Bahn-Linie 3 Richtung Mümmelmannsberg bis Horner Rennbahn, Ausgang Am Gojenboom. Kostenbeitrag für Kaffee und Kuchen 3 Euro. Anmeldung bis 24. März bei Konrad Wien, Telefon (0 41 08) 49 08 60.

Osterode – Sonnabend, 8. April, 15 Uhr, Diavortrag im Restaurant Krohn, Fuhlsbüttler Straße 757. Ute Eichler präsentiert „Neue Bilder aus der alten Heimat“. Vor dem Vortrag gibt es eine gemeinsame Kaffeetafel, das Gedeck kostet 6 Euro. Gäste sind herzlich willkommen. Der Eintritt ist frei.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 4. April, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei“, Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Hamm / Horn – Sonntag, 23. April, 14 Uhr, Frühlingsfeier im Seniorentreff, Am Gojenboom, neben dem U-Bahn Parkplatz Horner Rennbahn. Nach der gemeinsamen Kaffeetafel mit selbstgebackenem Kuchen gibt es wieder Humor und Tanz mit Peter. Bitte bringen Sie Freunde und Bekannte mit. Tischreservierung auf Wunsch bitte bei Siegfried und Gisela Czernitzki, Telefon 6 93 27 24.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 27. März, 15 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld. Referent Ernst Korth zeit den Film „Traumlandschaft Masuren“. Nähere Informationen bei Hanna Czekay, Ottensweide 23, 21109 Hamburg.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Dienstag, 21. März, 13 Uhr, Fahrt zum „Stint-Essen“ mit Elbüberquerung. Treffpunkt ist der Fähranleger Zollenspieker. Anmeldung bei Gisela Harder, Telefon (0 40) 7 37 32 20. – Freitag, 24. März, 15 Uhr, Treffen im Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Motto: „Wir singen den Frühling an“.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Eschwege – Mit dem Lied „Nehrung“ von Ruth Geede, gesungen vom Duo Böttcher / Herold, beginn die Jahreshauptversammlung, diesmal ohne Wahlen. In einem Tätigkeitsbericht wurde an die vielseitigen Aktivitäten erinnert. So zum Beispiel: Besuch der Landeskulturtagung in Wiesbaden mit offizieller Verabschiedung der Landesvorsitzenden, Frau Franz, und ihrer Berufung zur „Ehrenvorsitzenden auf Lebenszeit“. Die große Ostpreußenfahrt mit „Munk-Reisen“, drei Halbtagsfahrten, die Teilnahme an den Feierstunden zum Tag der Heimat in Mühlhausen oder der Feierstunde zum Volkstrauertag am Ehrenmal auf dem Eschweger Friedhof. Das ist natürlich nur eine Auswahl der Gruppen-Aktivitäten. Der Vorstand besuchte auch Mitglieder die nicht an den Treffen teilnehmen konnten, oder ging zu halbrunden und zu runden Geburtstagen, wenn gewünscht. Die Mitglieder des Vorstandes nahmen auch an Trauerfeierlichkeiten teil. Alle Veranstaltungen des vergangenen Jahres besuchten Lieselotte Böttcher und Brigitte Herold, Roswitha Bippig nahm an elfen teil. Kassenwart Munk verlas den Kassenbericht, der von den Kassenprüferinnen Irene Goetzie und Margot Eckert ohne Beanstandung geprüft war. Auf Antrag wurde dem Kassenwart die Entlastung erteilt und stattgegeben. Allen wurde herzlich gedankt und um weitere gute Zusammenarbeit gebeten. Mit „faria, faria, ho ... 2005“ von Lieselotte Böttcher und Sekt vom Hausherren wurde noch ein Weilchen geschabbert.

Wiesbaden – Sonnabend, 18. März, 15 Uhr, Jahreshauptversammlung mit Bilder aus dem Vereinsleben (zuvor Kaffeetafel) im Haus der Heimat, Großer Saal, Friedrichstraße 35. Tagesordnung: Abstimmung über die Tagesordnung, Geschäfts- / Kassenbericht des Vorstandes, Bericht des Kassenprüfer, Aussprache und Abstimmung über Anträge, Entlastung des Vorstandes, Verschiedenes. – Donnerstag, 23. März, 18 Uhr, Stammtisch im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9. Serviert werden „Königsberger Klopse“. Anmeldungen bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Telefon (0 41 31) 4 26 84. Schriftführer und Schatzmeister: Gerhard Schulz, Bahnhofstraße 30 b, 31275 Lehrte, Telefon (0 51 32) 49 20. Bezirksgruppe Lüneburg: Manfred Kirrinnis, Wittinger Straße 122, 29223 Celle, Telefon (0 51 41) 93 17 70. Bezirksgruppe Braunschweig: Fritz Folger, Sommerlust 26, 38118 Braunschweig, Telefon (05 31) 2 50 93 77. Bezirksgruppe Weser-Ems: Otto von Below, Neuen Kamp 22, 49584 Fürstenau, Telefon (0 59 01) 29 68. Bezirksgruppe Hannover: Christine Gawronski, Zilleweg 104, 31303 Burgdorf, Telefon (0 51 36) 43 84

Göttingen – Donnerstag, 23. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Schützenhaus, Schützenanger. Es wird der Film „Von Thorn bis Hela“ gezeigt. Anschließend hält Manfred Näth einen Vortrag über die neue Rentenbesteuerungs-Gesetzgebung. – Die Gruppe organisiert eine 12tägige Reise durch die „Tschechei, Slowakei und Süd-Polen“. Im Programm sind vorgesehen: elf Übernachtungen mit HP, Böhmischer Abend mit Bier und Musik, halbtägige Führung durch die Prager Altstadt, Rundfahrt in die Hohe Tatra mit Reiseleitung, Rundfahrt entlang dem Dunajec und in die Pieniny mit Reiseleitung. Besichtigung des Kapuzinerklosters, Floßfahrt auf dem Dunajec, Rundfahrt ins Zisper Land und das Slowakische Paradies mit Reiseleitung, Stadtführung in Krakau, Rundfahrt ins Riesengebirge mit Reiseleitung, Stadtführung in Breslau. Anmeldungen bis zum 30. März 2006. Informationen bei Werner Erdmann, Holteenser Landstraße 75, 37079 Göttingen, Telefon (05 51) 6 36 75, Fax (05 51) 6 33 71 33.

Oldenburg – Mittwoch, 12. April, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Stadthotel Eversten. Karl-Heinz Bonk hält einen Diavortrag über Ungarn und Rumänien. Freunde und Gäste sind herzlich willkommen. – Die evangelische Auferstehungskirche in Königsberg war das Thema der letzten Zusammenkunft der Gruppe. Propst i. R. Erhard Wolfram war drei Jahre lang, 1999 bis 2002, Propst in Königsberg und hatte dort auch die 42 Gemeinden im nördlichen Ostpreußen zu betreuen. Er erzählte in einem spannenden und informativen Diavortrag unter anderem von den Gemeinden in Königsberg, Gumbinnen, Tapiau, Mühlhausen, die teilweise nur aus wenigen Mitgliedern bestehen, aber mit viel Engagement für Gemeindehäuser, Kirchenräume, Kinderhorte oder sonstige Begegnungsstätten evangelischer Christen sorgen. Der Untergang der Sowjetunion bedeutete den Neubeginn der christlichen Kirchen. Viel humanitäre Hilfe hat er dort leisten müssen, vor allem auf dem Land, aber auch viel freiwillige Aufbauleistung empfangen, sehr oft von gebürtigen Ostpreußen, die heute in Deutschland leben. Das große evangelisch-lutherische Kirchenzentrum in Königsberg diente ihm als Wohnort, es war sein Arbeitsplatz und Stützpunkt, wenn er zusammen mit seiner Frau Luise, einer geborenen Königsbergerin, zur Betreuung der Gemeinden auf dem Land aufbrach. Auch das Diakonische Werk ist sehr aktiv in Königsberg und Umgebung – sowohl in der Ausbildung als auch in der Betreuung, so in dem Projekt „Jablonka“ (deutsch „Apfelbäumchen“), das eine Anlaufstelle für Kinder in Königsberg bietet. Erhard Wolfram schloß seinen Vortrag mit einem Ausflug auf die Kurische Nehrung und einem Bild mit dem hellen, wolkenreichen Himmel über dem dunklen Haff, der ihm die Hoffnung und die Gnade Gottes symbolisiert, die den evangelischen Christen nach Jahren der Bedrückung auch in Ostpreußen heute wieder zuteil wird. Propst i. R. Wolfram ist heute Vorsitzender der „Gemeinschaft Evangelischer Ostpreußen e. V.“ und wirbt auf seinen Vorträgen für seinen Verein, damit ihm auch nicht-gebürtige Ostpreußen – er selber ist auch kein gebürtiger Ostpreuße – beitreten oder ihn unterstützen.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bad Godesberg – Sonntag, 19. März, 15 Uhr, kulturelle Veranstaltung in der Stadthalle Bad Godesberg. Diavortrag: „Die Ostseeküste zwischen Weichsel und Baltikum“ von Marianne Neuman. Gäste sind herzlich willkommen. Der Eintritt ist frei.

Düsseldorf – Dienstag, 21. März, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Ostpreußenzimmer (R 412), Bismarckstraße 90, GHH.

Gevelsberg – Sonnabend, 18. März, 17 Uhr, Jahreshauptversammlung in der Gaststätte Keglerheim, Hagenerstraße 78. Nach dem Grützwurstessen wird ein neuer Vorstand gewählt. Anschließend gemütliches Beisammensein. Erscheinen ist Pflicht.

Gladbeck – Dienstag, 21. März, 19.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Haus der Volkshochschule, Friedrichstraße 55. Oliver Dix hält einen Vortrag mit anschließender Diskussion: „Deutsche und Polen im Haus der Europäischen Union“. – Sonnabend, 25. März, 17 Uhr, Jahreshauptversammlung im „Haus Kleimann / Reuer“, Hegestraße 89. Die Tagesordnung umfaßt: Tätigkeitsbericht des Vorstandes, Kassen- und Kassenprüfungsbericht, Neuwahl des Vorstandes, Aussprachen. Nach den Regularien gemeinsames Abendessen. Anmeldungen zum Essen umgehend an den Vorstand.

Köln – Freitag, 21. April, 18.30 Uhr, V. Preußische Tafelrunde im Kolpinghaus International, St. Apern- / Helenenstraße 32, Köln. Prof. Dr. Klaus Malettke hält einen Vortrag: „Bismarcks Frankreichpolitik“. Essen zur Wahl auf eigene Kosten: Vorsuppe, Eisdessert, 1. Gemüseschnitzel mit Bandnudeln und Tomatensuppe (7,50 Euro), 2. Frischer Stangenspargel im Schinkenmantel mit Soßencreme und neuen Kartoffeln (14 Euro), 3. Tafelspitz in Meerrettichsoße, Wirsing und Salzkartoffeln (12,50 Euro). Anmeldung bei Taruttis, Telefon (02 21) 19 16 16, Fax (02 21) 9 38 55 76, Mobil: (01 75) 3 46 51 93.

Leverkusen – Sonnabend, 8. April, 14 Uhr, Jahreshauptversammlung in der Gaststätte Kreuzbroich, Heinrich-Lübke Straße. Der Vorstand wird über das Geschehen in der Gruppe, organisatorische Angelegenheiten, Finanzen, die Arbeit der Kulturgruppen und der Frauengruppen berichten und für Fragen zur Verfügung stehen. Eine gemeinsame Vesper und ein kleines, kulturelles Programm werden geboten. Es wird um das Erscheinen aller Mitglieder gebeten um beschlußfähig zu sein.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel. Geschäftsstelle: Christine Altermann, Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Chemnitz – Sonnabend, 25. März, 14 Uhr, Osterveranstaltung in der Clausstraße 27. Dieser fröhliche Nachmittag wird von Kurt Jurgeit, Vorsitzender der Gruppe Oelsnitz, und Alfred Rook aus Chemnitz gestaltet. Sie werden von Ingrid Labuhn und dem „Kulturkreis Simon Dach“ musikalisch Unterstützt. – Bei der letzten Veranstaltung zeigte sich die gute Verbundenheit und Heimattreue in der Gruppe. Kurzfristig mußte aus organisatorischen Gründen der Programmablauf geändert werden. Spontan fanden sich Mitgestalter für den Nachmittag. Der Vortrag von Ursula Selbmann über ihre Heimatstadt Pillau wurde mit viel Beifall belohnt. Auch Hannelore Kedzierski bekam viel Applaus für ihren Bericht über den Landesvorstand und die Gedichte ihrer Heimat Masuren. In bewährter Weise begleitete Jürgen Schwanke den gemeinsamen Gesang der Heimatlieder auf seiner Zither. Im Dienst für Ostpreußen wirkt er seit der Gründung der Gruppe. Ingrid Labuhn würdigte sein jahrelanges Engagement und seinen selbstlosen Einsatz für den „Kulturkreis Simon Dach“. Mit Aufmerksamkeit und Interesse wurde auch die Lesung der Vorsitzenden Gertrud Altermann verfolgt. Sieben Tage und acht Nächte lang waren im Januar 1945 die Wände eines Packwagen der einzige Schutz gegen Kälte, Krieg und

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ALLENSTEIN LAND

Kreisvertreter: Leo Michalski, Adolf-Westen-Straße 12, 42855 Remscheid, Telefon und Fax (0 21 91) 2 45 50. Geschäftsstelle: Gemeindeverwaltung Hagen a. T. W., Postfach 12 09, 49170 Hagen a. T. W., Telefon (0 54 01) 97 70

Ermländertreffen 2006 in Herne – Die katholische Pfarrgemeine St. Barbara in Herne-Röhlinghausen lädt ein zu einem Treffen der Ermländer am Sonntag, dem 26. März, 14.30 Uhr in der St. Barbara Kirche, Hofstraße 1. Die hl. Messe hält der aus dem Landkreis Allenstein stammender Pfarrer Theodor Surrey. Anschließend trifft man sich im dortigen Pfarrzentrum zu einem gemütlichen Beisammensein. Wegen der Vorbereitungen wird um umgehende (schriftliche oder telefonische) Anmeldung im Pfarrbüro, Telefon (0 23 23) 3 24 81 gebeten. Das Pfarrbüro ist geöffnet von Dienstag bis Freitag in der Zeit von 9 bis 12 Uhr. Das Pfarrzentrum St. Barbara erreichen Sie: vom Bahnhof Herne mit der Buslinie 390, Sonntag: jede halbe Stunde bis 13.37 Uhr, Haltestelle Röhlinghausen Kirche oder vom Hauptbahnhof Wanne-Eickel mit der Buslinie 368, Sonntag: jede halbe Stunde bis 13.27 Uhr, auch mit der Buslinie 387, Sonntag: 13.42 Uhr, bis zur Haltestelle Röhlinghausen Kirche. Mit dem Pkw fahren Sie auf der BAB 42 bis zur Abfahrt Herne-Wanne in Richtung Hammerschmidtstraße / Schlachthofstraße, biegen dann nach rechts in die Gelsenkirchener Straße, später nach links in die Edmund-Weber-Straße und zuletzt nach rechts in die Hofstraße bis zur St. Barbara Kirche ab. Die Veranstalter freuen sich auf Ihren Besuch.



EBENRODE (STALLUPÖNEN)

Kreisvertreter: Helmut Friske, Telefon (03 34 38) 6 04 87, Bernauer Str. 6, 14345 Altlandsberg. Geschäftsstelle: Brigitta Heyser, Telefon (0 51 91) 97 89 32, Billungstraße 29, 29614 Soltau

Kurische Nehrung – Das ist das Stichwort für unsere diesjährige Ostpreußenreise, die vom 6. bis 16. Juni stattfinden wird. Kurische Nehrung, das bedeutet Sonne, Dünen, Haff und Meer, malerische Ferienorte wie Nidden und Schwarzort – einmalige Reize, denen sich je kaum jemand zuentziehen vermochte, nicht nur Thomas Mann war überwältigt. Nichts läßt sich vollkommen beschreiben, die Kurische Nehrung muß man erleben, und wir denken, daß wir im Frühsommer die richtigen klimatischen Verhältnisse haben werden. Ein wenig echte Urlaubsstimmung soll geboten werden mit drei Übernachtungen und damit genügend Zeit zum Genießen oder auch für anregende Unternehmungen. Aber wir haben auch nichts vergessen, was uns ganz nahe liegt: den Kreis Ebenrode (Stallupönen), wo mit zwei zusammenhängenden Übernachtungen ausreichend Zeit geboten wird, vor allem die Heimatorte aufzusuchen beziehungsweise das, was davon noch übrig ist. Zum Programm gehört hier auf jeden Fall die obligatorische Rundfahrt, die uns immer wieder die Schönheit des Heimatkreises, aber auch die stetigen Veränderungen nahebringt. Rundum haben wir natürlich den angemessenen Rahmen: ob auf der Hinfahrt die Altstadt von Thorn, die Bezirkshauptstadt Allenstein mit Schloß und Marktplatz oder das quirlige Städtchen Goldap am Fuße des Goldaper Berges, ob auf der Rückfahrt die Hansestadt Danzig mit ihrem internationalen Flair, mit Sehenswürdigkeiten, Geschäftspassagen und Märkten und zum Abschluß Stettin (Übernachtung), glanzvolle Hauptstadt Pommerns, überall finden Sie Bemerkenswertes. Kommen Sie mit! Nehmen Sie die ganz spezielle Reiseroute dieses Jahr wahr. Auf den Reisen, die die Kreisgemeinschaft mit dem Reiseunternehmen Scheer veranstaltet, gelangen Sie dahin, wo andere Sie nicht hinbringen. Der Preis beträgt 770 Euro bei HP, Gebühren extra. Fordern Sie dazu Unterlagen an: Scheer-Reisen, Leonhardstraße 26, 42281 Wuppertal, Telefon (02 02) 50 00 77. Auch die Geschäftsstelle der Kreisgemeinschaft steht Ihnen für Nachfragen zur Verfügung.



GERDAUEN

Kreisvertreter: Dirk Bannick, Tel. (01 71) 5 27 27 14. Gst.: Wiebke Hoffmann, Peiner Weg 23, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 2 23 53, geschaeftsstelle@kreis-gerdauen.de

Vorstandssitzung – Zu seiner ersten Sitzung in diesem Jahr traf sich der Vorstand im Seminarhaus „Hof Grindau" bei Schwarmstedt nördlich von Hannover. Ein Thema war die Vorbereitung des diesjährigen Hauptkreistreffens am 9. und 10. September in der schönen Rattenfängerstadt Hameln, zu dem auch diesmal wieder viele Freunde und Landsleute aus unserem Kreis erwartet werden. Die Begegnung soll wie jedes Jahr ganz im Zeichen des Erinnerungsaustausches und der Wiedersehensfreude stehen. Aber auch das Rahmenprogramm am Sonnabend und Sonntag wird diesmal erheblich erweitert. Unser Festausschuß bereitet für alle ein ausgesprochen umfangreiches, interessantes Programm vor. Neben der Feierstunde am Sonntag, die diesmal bereits um 10 Uhr beginnt und dem Angebot von gemeinsamen Besichtigungen und Fahrten auf der Weser sowie einer Andacht im Münster zu Hameln, sind unter anderem Filmvorführungen und ein Vortrag über Agnes Miegel vorgesehen. Des weiteren wird der Architekturhistoriker Dr. Wulf Wagner über das neue Güterbuchprojekt der Kreisgemeinschaft ausführlich referieren. Ergänzend wird er einen weiteren Vortrag über die Herrenhäuser in Ostpreußen, die er wissenschaftlich erforscht und deren Geschichte er mit ihren Familien und Gutsleuten aufgeschrieben hat, halten. An beiden Tagen steht Dr. Wagner allen Besuchern für Fragen und Diskussionen zum Güterbuchprojekt zur Verfügung. Er freut sich auf anregende Gespräche und erfolgreiche Zusammenarbeit und Ergebnisse. Das komplette Programm, bei dem auch die musikalische Unterhaltung nicht zu kurz kommen soll, wird im Sommerheimatbrief bekanntgegeben. Das Hauptthema der Tagung war die Zukunftssicherung unserer Kreisgemeinschaft.



GUMBINNEN

Kreisvertreter: Eckard Steiner, Schöne Aussicht 35, 65510 Idstein/Taunus, Telefon (0 61 26) 41 73, E-Mail: eck.steiner@pcvos.com, Internet: www.kreis-gumbinnen.de

4. Heimattreffen in Lüneburg – Die Telefonnummer des Organisators des in der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* vom 4. März angekündigten Heimattreffens, am 29. April 2006 in Lüneburg, im Hägfeld Bülows Kamp 35, hat Günter Gaudszuhn, Hirschberger Straße 3, 21337 Lüneburg, sich geändert. Sie lautet: Telefon (0 41 31) 76 98 83, Fax (0 41 34) 76 98 84.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 91, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Busreise vom 15. bis 26. Juli – 12 Tage / 11 Übernachtungen mit HP / DZ. Darmstadt – Schneidemühl – Insterburg – Nidden – Danzig – Stettin – Darmstadt. Von Darmstadt über die BAB 5 und 7 nach Kassel und Braunschweig. Über die BAB 2 nach Magdeburg – Berlin und zu den vereinbarten Zustiegsmöglichkeiten an den Autobahn-Raststätten. Weiter nach Schneidemühl, Insterburg und zum russischen-litauisch verwalteten Teil der Kurischen Nehrung nach Nidden. Von dort weiter nach Danzig und Stettin. Übernachtungen in Schneidemühl (1x), Insterburg (4x), Nidden (4x), Danzig (1x), Stettin (1x). Anmeldeschluß: 15. April 2006.

Seniorenfreizeit vom 18. bis 25. Juni – Die Angehörigen der Kirchspielgemeinde Puschdorf und der „Heimatgruppe der Insterburger" Darmstadt treffen sich im Ostheim in Bad Pyrmont zum geselligen Beisammensein mit Ausflügen und Besichtigungen. Anmeldeschluß: 17. April 2006. Weitere Auskünfte und Informationen erhalten Sie bei der Heimatgruppe Darmstadt, Vorsitzender Herbert Stoepel, Riedeselstraße 43 A, 64283 Darmstadt, Telefon (0 61 51) 66 61 67.

Insterburger Teutonen – Sonnabend, 8. April, 14 Uhr, Treffen der „Insterburger Teutonen" in der Gaststätte Bürgerbräu, Blumenhaller Weg 43, Osnabrück, aus Anlaß des 30jährigen Bestehens zu einem gemütlichen Zusammensein. Alle aus Insterburg Stadt und Land stammenden sind herzlich eingeladen.

LESUNG

Braunschweig – Eine Lesung aus dem Werk „der silberne Wagen" Ernst Wiecherts veranstaltet am Mittwoch, 5. April, 16 Uhr, im Stadtparkrestaurant, Jasperallee 42, Braunschweig, der Ernst Wiechert-Freundeskreis Braunschweig. Rezensentin wird Regina Willusches-Wiechers sein.



KÖNIGSBERG–STADT

Stadtvorsitzender: Klaus Weigelt. Geschäftsstelle: Annelies Kelch, Luise-Hensel-Straße 50, 52066 Aachen. Patenschaftsbüro: Karmelplatz 5, 47049 Duisburg, Tel. (02 03) 2 83-21 51

Vereinigung ehemaliger Ponarther Mittelschüler – Nach wie vor werden sich die Ponarther Landsleute, nicht nur ehemalige Mittelschüler der Südstadt, zu einem Jahrestreffen in Bad Meinberg versammeln, welches dort im Kurhotel Zum Stern vom 6. bis 8. Oktober 2006 stattfinden wird. Obwohl der Teilnehmerkreis altersbedingt sich verkleinert, ist es doch jedes Jahr ein besonderes Erlebnis, wenn sich die Ponarther treffen. Ebenfalls ein wichtiger Jahrestermin ist die Fahrt an den Pregel vom 14. bis zum 23. Juli 2006, für die noch freie Plätze zur Verfügung stehen, und die über Stettin und Danzig nach Hause führt, zu den Stätten der Kindheit du Jugend. Selbstverständlich können an der Ostfahrt auch andere Königsberger teilnehmen, diese müssen sich dann aber schnell entschließen, da diese Reise erfahrungsgemäß bereits sehr früh ausgebucht ist. Wahrscheinlich ist diese Fahrt die letzte von Horst Glaß geleitete Exkursion (altersbedingt). Auskünfte zum Jahrestreffen und zur Reise erteilt Horst Glaß, Hörder Straße 55, 44309 Dortmund, Fax (02 31) 25 52 18.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstraße 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Kirchspieltreffen Stadt Drengfurt – 13. Dengfurter Kirchspieltreffen (mit den Gemeinden Jäglack, Wolfshagen, Marienthal, Schülzen, Salzbach, Fürstenau und teilweise Rehsau und Servillen mit den dazu gehörigen umliegenden Gütern und Einzelgehöften. Wir treffen uns in Rieckmann Gasthaus, Hotel Zur Grünen Eiche, Mühlenstraße 6, 29646 Bispingen, Telefon (0 51 94) 9 85 80, über die BAB leicht erreichbar, Mittwoch, spätestens 17 Uhr. Eine Anmeldeliste für rechtzeitige Buchung liegt im Hotel aus. Das Ehepaar Krüger und ihre Mitarbeiter sind die Ansprechpartner. Der Halbpensionspreis beträgt 50 Euro in allen Räumen, einschließlich der beiden neuen behindertengerechten Appartements, je Person / Tag. Dieser Preis gilt inklusive des traditionellen gemeinsamen Festessens am Abend des 15. Juni 2006. Erneut soll das Kirchspieltreffen auch dieses Mal durch eine lang geplante Maßnahme bereichert werden. die noch vorhandenen Fotos, Bilder, Postkarten, Urkunden, die von Bürgern der Stadt Drengfurt und seiner Umgebung noch vorhanden sind, sollen erfaßt und zusammen geführt werden. Um sie anschließend allen Interessierten vor Ort oder später zur Verfügung zu stellen. Karl Weiß wird mit seinem Notebook und einem Scanner ihre Bildvorlagen einlesen. Diese Bilddaten werden dann auf einer CD-

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 18

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

Tod. Wann und wo das rattern der Räder ein Ende fand – darüber gibt ihr Erlebnisbericht „Flucht aus Mohrungen und Ankunft in Chemnitz" Auskunft. Im weiteren Verlauf der Veranstaltung wurde dann das Programm für die kommenden Monate bekanntgegeben. Alle geplanten Veranstaltungen wurden freudig von den Teilnehmern begrüßt. Die Heimattreue und -liebe stehen dabei stets im Vordergrund.

Limbach-Oberfrohna – „Land am Meer" so lautete der Titel des Vortrages von Hubert Witkowski und Hildegard Bohn. Kurze Vorträge, Geschichten und Gedichte wechselten sich mit gemeinsam gesungenen Liedern ab. Pommern, das zu Unrecht als rückständig bezeichnet wurde, konnte viele bedeutende Persönlichkeiten aufweisen, die dort ihre Heimat hatten. Zum Beispiel: Pompe, Lilienthal Virchow, Stephan. Auch der Urtext: „Wo die Ostseewellen trecken an den Strand", das alle Küstenbewohner von der Nordsee bis zum Kurischen Haff als ihr Heimatlied bezeichnen, ist in Pommern entstanden. Martha Müller-Grählert aus Prerow auf dem Darß hat dieses Lied verfaßt. Eine gemeinsame Kaffeetafel mit anschließenden Informationen von Kurt Weihe schloß sich an. Bei den Vorstandswahlen wurde über die sehr gute Arbeit der Gruppe berichtet. Mit einem Blumenstrauß wurde dem Vorsitzenden für seinen Einsatz gedankt und das älteste Vorstandsmitglied, Bruno Lehmann, wurde mit einem Strauß geehrt. Dem neuen Vorstand gehören an: Wanda Gitzel und Hildegard Nadler (Weichsel-Warthe), Hildegard Bohn und Hubert Witkowski (Pommern), Horst Braczko, Helga Büchner, Irmgard Gläser, Elli und Kurt Springwald und Kurt Weihe (Ostpreußen). Zu Ehrenmitgliedern des Vorstandes wurden Siegfried Dankert und Bruno Lehmann gewählt.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 29. März, 14 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im „Bestehornhaus", Zimmer 6.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Oldesloe – Nach der Begrüßung und der Feststellung der Beschlußfähigkeit der Hauptversammlung gab der 1. Vorsitzende Georg Baltrusch einen Rückblick auf die Arbeit des vergangenen Jahres, insbesondere auf die finanzielle Situation der Gruppe. Die Migrantenberatungsstelle wurde nach wie vor stark in Anspruch genommen. Die Räume in der Hindenburgstraße konnten renoviert und etwas modernisiert werden. Das gemeinsame Erntedankfest mußte im letzten Jahr aufgrund fehlender Mittel leider ausfallen. Nach Erledigung der Regularien erlebten die Teilnehmer einen eindrucksvollen Diavortrag: „Von Königsberg nach Memel" von Hans-Jürgen Kämpfert. Der Vortragende ließ dabei die zauberhafte Landschaft der Kurischen Nehrung, Persönlichkeiten und Literatur lebendig werden. Die Hauptversammlung wählte Georg Baltrusch wieder zum 1. Vorsitzenden sowie Annemarie Knopf zur Schriftführerin. Die Gewählten nahmen das Ehrenamt an und dankten für das Vertrauen.

Kiel – Freitag, 31. März, 19.30 Uhr, Treffen der Arbeitsgemeinschaft für Landeskunde der früheren deutschen Ostgebiete" im Haus der Heimat. Vorführung des Films „Die Entlassung" von 1942.

Malente – Die Gruppe führte in diesem Jahr ihr Fleckessen im Café Raven durch. Der Vorsitzende Klaus Schützler begrüßte eine große Anzahl Teilnehmer, darunter auch viele Gäste von nah und fern. Allen haben die nach echt preußischen Rezept zubereitete Speisen „Königsberger Fleck" und „Königsberger Klopse" ausgezeichnet gemundet. Der vom Wirt gereichte Pillkaller tat der Stimmung keinen Abbruch. Adelheid Borutta, Lieselotte Findeisen, Werner Grunenberg und Lm. Schützler trugen im Verlaufe des Abends Ostpreußischen Humor – in Poesie und Prosa – vor. Natürlich wurde auch ausgiebig Plachandert. Nach vorgerückter Stunde schloß der Vorsitzende den gemütlichen Abend unter Hinweis auf die nächsten Monat stattfindende Jahreshauptversammlung.

Mölln – Mittwoch, 22. März, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im „Quellhof". Polizeihauptkommissar Jürgen Nadzeika hält einen Vortrag über „750-Jahrfeier in Königsberg". Der Referent war im vergangenen Jahr bei den Feierlichkeiten in Königsberg persönlich anwesend. Beim sich anschließenden gemeinsamen Singen von Volksliedern wird Elli Wulf die Sänger auf ihrem Akkordeon begleiten. Es werden auch Gedichte und Geschichten vorgetragen.



THÜRINGEN

Vors.: Walter Schmunz, Carolinenstraße 12, 07747 Jena, Tel. (0 36 41) 37 30 34

Landesgruppe – Narrenzeit – auch die Landesgruppe wollte mit ihren Veranstaltungen diese Tradition nicht brechen. Frau Helbig hatte mit ihren Helfern alles gut vorbereitet. Nach der Eröffnung wurde das Arbeitspapier des Vorstandes erläutert, obwohl das eigentlich nichts mit der „5. Jahreszeit" zu tun hatte. Man muß schließlich wissen wie es um den Verband steht. Nahtlos erfolgte der Übergang zum Gesang. Anschließend berichtete Frau Ritter von den Fastnachtsbräuchen in Nord-Ostpreußen. „Fastnacht feierten hier selbst Katz' und Maus und Schupnis gab's in jedem Haus, natürlich auch Fastnachtskrapfen." Die Lehrer wurden überzeugt, den Unterricht zu schließend, damit die Schlitterpartie beginnen konnte. Anschaulich berichtete sie, wie die Jugend sich im Polkaschritt beim Bügeltanz in der Gaststätte amüsierte. Brot, Salz und Leinöl gehörten täglich zur Fastenspeise. Chorleiter Lm. Schöler begleitete auf dem Keyboard die sangesfreudigen Mitglieder. Einen weiteren Höhepunkt gestaltete Frau Liebs mit „Hans im Glück", eine Büttenrede besonderer Art. Menschen benötigen Brauchtum, ohne Brauchtum wäre unser Leben um vieles ärmer, trockener und kopflastiger. Bräuche lassen auf ihre Weise unmittelbar an einer größeren Wahrheit und Weisheit teilhaben.

NACHRUF

Am 21. Dezember 2005 starb in Unterschleißheim bei München die Malerin und Graphikerin Erika Durban-Hofmann. Sie gehörte zu den wenigen Künstlern ostdeutscher Herkunft, die ihr Schaffen mit unbedingter Konsequenz in den Dienst der Erinnerung an ihre Heimat stellten. Hiervon zeugen auch die Titel ihrer zahlreichen Landschafts- und Porträtbilder.

1922 in Königsberg-Juditten geboren, lernte sie in der Heimat ihrer Mutter am Aryssee im Kreis Lyck die landschaftliche Schönheit Ostpreußens kennen. Diese Eindrücke prägten ihr späteres künstlerisches Schaffen. Schon früh entdeckte sie ihre Liebe zur Malerei, mit 17 begann sie ihr Studium an der Kunst- und Gewerkschule Königsberg bei Professor Eduard Bischoff an der Königsberger Kunstakademie. Dort studierte sie bis zum Herbst 1944 Bildkomposition, Porträtmalerei und bei Norbert Ernst Dolezich Grafik. Während eines Studienaufenthaltes der Bischoff-Klasse auf der Kurischen Nehrung verbrachte sie mehrere Wochen in der Künstlerkolonie Nidden. Diese Zeit wurde für sie zum künstlerisch entscheidenden Erlebnis. Während ihres Studiums war sie als gestaltende Mitwirkende an den Vorbereitungsarbeiten zur Deutschen Ostmesse beteiligt, sie entwarf Plakate für den Königsberger Tiergarten und für den sechs Meter hohen Bogen zur Eingangshalle des Messegeländes und malte in Öl zahlreiche Vogelbilder für den Tiergarten.

Nach dem Krieg gelangte sie nach München und heiratete dort 1956 den akademischen Kunstmaler Carl Durban, mit dem sie auf künstlerischem Gebiet eng zusammenarbeitete.

In dieser Zeit – die gekennzeichnet war durch die Notwendigkeit, nach einer schweren Erkrankung ihres Mannes allein den täglichen Lebensunterhalt zu bestreiten – übernahm Erika Durban Aufträge für Buchgrafik bei in- und ausländischen Verlagen, gestaltete Buchtitel und Illustrationen, insbesondere für Jugendbücher und Anthologien und arbeitete als erfolgreiche Designerin für Porzellanmalerei bei den Manufakturen Arzberg und Hutschenreuther.

1982/83 schuf sie für die Sammlungen der Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern ihren aus zehn großformatigen Zeichnungen bestehenden vielbeachteten Zyk-lus zum Thema „Leid der Vertreibung", der in Kopien im Haus des Deutschen Ostens ausgestellt ist und demnächst auch in der neuerrichteten Ausstellung der Stiftung „Das östliche Ostpreußen" in Oberschleißheim wieder original gezeigt werden wird.

Auch weitere Bilder ihres fortgesetzten künstlerischen Schaffens werden in der neuen professionell gestalteten Ausstellung der Stiftung zu sehen sein. Doch nicht nur mit Pinsel und Zeichenstift konnte die mehrfach ausgezeichnete Erika Durban ihrem gestalterischen Empfinden für die Heimat Ausdruck geben, auch mit dem Stilmittel des Wortes hat sie ihr in Gesprächen, Vorträgen und in schriftlichen Darlegungen ein Denkmal gesetzt. *Doro Radke*

Ansichtssache:



Foto: Archiv

Damals: Frauenburg, Kreis Braunsberg – Kirche des St.-Annen-Hospitals des ehemaligen Antoniterklosters

Rom gespeichert und jedem Interessenten in Kopie zur Verfügung gestellt.



TREUBURG

Kreisvertreter: Dr.-Ing. Heinrich Matthée, Wilkiensweg 5, 49525 Lengerich, Telefon (0 54 81) 8 14 74 (p). Geschäftsstelle: Irmgard Klink, Schlehdornweg 30, 47647 Kerken, Telefon (0 28 33) 39 84, Fax (0 28 33) 39 70. Ansprechpartnerin in Ostpreußen: Hannelore Muraczewska, Wisniowa 1, PL 19-400 Olecko, Telefon: (00 48) 8 75 20 – 31 80.

Heimattreffen 2006 – Das Heimattreffen findet am 13. Mai in der Stadthalle Leverkusen-Opladen statt. Das Kreistreffen steht in diesem Jahr ganz im Zeichen der Patenschaft mit der Stadt Leverkusen, die vor 50 Jahren begründet wurde. Wie laden alle Treuburger aus Stadt und Kreis mit ihren Familien zu dieser Wiedersehensfeier nach Opladen ein. Wir freuen uns, Sie alle wiederzusehen.

LESUNG

Braunschweig – Eine Lesung aus Ernst Wiecherts Buch „Der silberne Wagen" veranstaltet am Mittwoch, 5. April, 16 Uhr, im Stadtparkrestaurant, Jasperallee 42, Braunschweig, der Ernst Wiechert-Freundeskreis Braunschweig. Die Lesung hält Regina Willusches-Wiechers.

»... unsterbilche Schande«

Ostdeutscher Kulturrat stellte die Studienbuchreihe vor

Von JOHANNES SCHMIDT

Im „Haus des Deutschen Ostens" (HDO) in München stellte der Ostdeutsche Kulturrat die nunmehr abgeschlossene Studienbuchreihe: „Vertreibungsgebiete und Vertriebene" vor. Bei dieser Gelegenheit wandte sich die Hauptrednerin, die im Kabinett des Freistaates auch für Vertriebenen- und gesamtdeutsche Fragen zuständige bayerische Sozialministerin Christa Stewens, nachdrücklich gegen Tendenzen, die Vertreibungen der Deutschen nach 1945 einfach hinzunehmen und zu akzeptieren.

Die zwölf Bände dieser umfassenden Dokumentation der „Stiftung Ostdeutscher Kulturrat" erfassen geschichtliche Fakten, die Tragödie von Flucht, Vertreibung, Aussiedlung und Entrechtung von rund 16 Millionen Ost- und Sudetendeutschen sowie Deutschen aus Osteuropa und Südosteuropa.

Bei der Pressekonferenz stellten sich der Diskussion außer Frau Stewens auch der Verleger Dr. Herbert Fleissner von der Langen Müller Herbig Verlagsgruppe (eine der mit insgesamt 15 namhaften Buchverlagen großen deutschsprachigen Verlagsgruppen mit Firmensitzen in München, Stuttgart, Wien und Luzern), der Präsident des Ostdeutschen Kulturrates, Professor Dr. Eberhard G. Schulz, und der Moderator Dr. Norbert Matern, Vorsitzender des Präsidiums des Hauses des Deutschen Ostens und Vorsitzender des mitveranstaltenden Presse Clubs München.

Frau Stewens bescheinigte der von Professor Dr. Wilfried Schlau initiierte Buchreihe, große historische und kulturelle Zusammenhänge aufzuzeigen. Sie stellte die Forderung auf, die Nationen in aller Welt müßten ohne Wenn und Aber das akzeptieren, was bei den Vereinten Nationen längst als Standard festgelegt sei, daß Vertreibungen nicht stattfinden dürften. Diese seien „Verbrechen gegen die Menschlichkeit, und dies unabhängig von historischen Kausalitäten". Die bayerische Staatsregierung stehe weiterhin, wie von Anfang an, für ein Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin.

Mit der Studienbuchreihe werde, so Christa Stewens, „vorbildliche Dokumentationsarbeit geleistet", unter Berücksichtigung aller Vertriebenengruppen. Die Ministerin dankte dem Verleger Dr. Fleissner, Professor Dr. Schulz und dem Direktor des Hauses des Deutschen Ostens, Dr. Ortfried Kotzien, der zu den Autoren der Buchreihe gehört, für das von ihnen gezeigte großes Engagement. Kotzien stehe für die Kompetenz des Hauses mit seiner über Europa hinausreichenden Ausstrahlung, dem vielfältigen Veranstaltungsprogramm und der größten Spezialbibliothek des deutschen und europäischen Ostens mit rund 70000 Bänden. Das HDO wirke als stets aktiver Ideen- und Impulsgeber für Landsmannschaften und Verbände, Heimatgruppen und Jugendorganisationen. Nicht wegzudenken sei es auch im Bereich der Lehrerfortbildung.

Besondere Aufmerksamkeit wurde in der Diskussion dem Buchverleger Dr. Fleissner zuteil. Der aus Eger im Sudetenland stammende Träger des „Großen Kulturpreises" der Sudetendeutschen Landsmannschaft, der „Ehrenplakette um Verdienste für den Deutschen Osten" und des „Österreichischen Ehrenkreuzes für Kunst und Wissenschaft" trägt als stellvertretender Bundesvorsitzender in der Sudetendeutschen Landsmannschaft maßgebliche Verantwortung. Vor zahlreichen Pressevertretern protestierte er gegen die Verfälschung des Begriffes „Ostdeutschland" für in Wirklichkeit mitteldeutsche Landschaften. Ostdeutsch seien Ostpreußen, Pommern, Schlesien und alle Provinzen, deren Geschichte nicht zubetoniert werden dürfe.

Zitiert wurde in der Aussprache von einem Teilnehmer unter anderem der jüdische Verleger Victor Gollancz mit seinem Protest gegen die Vertreibungen der Deutschen: „Sofern das Gewissen der Menschheit jemals wieder empfindlich werden sollte, werden diese Vertreibungen als die unsterbliche Schande aller derer im Gedächtnis bleiben, die sie veranlaßt oder sich damit abgefunden haben".

> »Verbrechen gegen die Menschlichkeit«

Die zwölf Bände sind bei LangenMüller erschienen und auch einzeln erhältlich (Kosten: zwischen 9,90 und 29,90 Euro) und tragen die Titel: „Die Sudetendeutschen" (Fritz Peter Habel), „Die Rußlanddeutschen" (Alfred Eisfeld), „Die Deutschen im Posener Land und in Mittelpolen" (Joachim Rogall), „Die Deutschen zwischen Karpaten und Krain" (Ernst Hochberger, Anton Scherer, Friedrich Spiegel-Schmidt), „Die Donauschwaben" (Ingomar Senz), „Die Deutschbalten" (Wilfried Schlau), „Schlesien und die Schlesier" (Joachim Bahlcke), „Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen" (Konrad Gündisch), „Pommern und Ostbrandenburger" (Eberhard Völker), „Ostpreußen und Westpreußen und die Deutschen aus Litauen" (Peter Mast), „Die Umsiedler" (Ortfried Kotzian) sowie „Die Ostdeutschen – Eine dokumentarische Bilanz 1945 bis 1995" (Wilfried Schlau).

Im Band 10 der Studienbuchreihe, „Ostpreußen und Westpreußen und die Deutschen aus Litauen", von Peter Mast werden nach dem Prolog „Preußenland" sechs Kapitel behandelt: Deutscher Orden, Herzogswürde und Kurhut, Königskrone, Von Preußen in das Kaiserreich (bis Ende des Ersten Weltkrieges), Republik und Führerstaat (1918 bis 1945), Epilog: Zwischen gestern und morgen (Ost- und Westpreußen in polnischer und sowjetischer Hand, Ost- und Westpreußen ohne die Heimat, Die Deutschen aus Litauen).

Im Band 12, „Die Ostdeutschen – Eine dokumentarische Bilanz 1945 – 1995", von Wilfried Schlau erwecken unter anderem untersucht „Der Zusammenbruch des deutschen Ostens", „Ausweisung als Schicksal und Aufgabe", „Eine moderne Völkerwanderung" und „Die Farbigen der Bundesrepublik". Wilfried Schlau erweckt Interesse mit der Frage ab Seite 175 „Kehren die Deutschen in den Osten zurück?"

Preußens neue Seiten

Besser, übersichtlicher! Der neue Internetauftritt des PMD

Seit dem 7. März ist er da, der neue Internetauftritt des Preußischen Mediendienst. Noch klarer und übersichtlicher als zuvor bietet der Preußische Mediendienst (PMD) über 1200 Artikel im Internet unter www.preussischer-mediendienst.de zum Kauf an. Der besondere Clou für den Leser: Neben ausführlichen Beschreibungen der zahlreichen Bücher, Videos und DVDs finden Sie vergrößerte Abbildungen aus den einzelnen Medien. So wird das Bestellen im Internet noch einfacher. Ein entscheidender Nachteil des Internet-Verkaufs ist so aufgehoben – endlich kann man sich ein genaues Bild von den Artikeln machen, fast so, als hätte man sie in der Hand. Ihr Vorteil: So wissen Sie sofort, ob der Artikel Ihrer Wahl Ihren Erwartungen entspricht. Doch nicht nur ausführliche Beschreibungen und anschauliche Bilder hat der neue elektronische Katalog Ihnen zu bieten. Die Produktpalette hat sich ebenfalls erweitert. Durch die Kategorienleiste findet jeder sofort zum gewünschten Produkt. Ob Ostpreußisches oder Gesundheitsratgeber, ob Belletristik oder Bellizistik – das Angebot der neuen Mediendienstseiten ist vielfältig. Insgesamt finden Sie 13 Kategorien: Deutsche Provinzen, Flucht und Vertreibung, Zeitgeschichte, Geschichte, Militärgeschichte, Wirtschaft, Belletristik, Gesundheit, Kochen, CDs / Hörbücher, DVDs, VHS-Videos sowie Karten und Reiseführer. Schwerpunkte des Angebots bilden natürlich nach wie vor

> Über 1200 Artikel werden zum Kauf angeboten

Werke mit Preußenbezug, Zeitgeschichtliches sowie Bücher und andere Veröffentlichungen zum Deutschen Osten und speziell zu Ostpreußen. Mit dem neuen Auftritt können Sie auch bequem den aktuellen Katalog zum Nachschlagen in gedruckter Form anfordern. Aktuelle Empfehlungen finden unsere Kunden direkt am Anfang des Online-Auftritts. So entgeht Ihnen keine spannende Neuveröffentlichung. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu Flucht und Vertreibung etwa, aber auch die Erinnerungen berühmter Ostpreußen stehen auf den Seiten des Mediendienstes immer hoch im Kurs. Bei all Ihren Bestellwünschen kommen Sie ohne umständliche Anmeldeverfahren zum Ziel. Noch einfacher als zuvor kann jetzt jeder bestellen: E-Mail-Adresse und Paßwort genügen. Als Zusatzservice ist ein Newsletter geplant, der Sie aktuell über Sonderangebote und Neuerscheinungen informiert. Reinschauen lohnt sich auch noch aus anderen Gründen – attraktive Sonderangebote, aber auch spezielles Kartenmaterial und Reiseführer, die Sie sonst nicht im Handel erhalten, können Sie über den Mediendienst online zu günstigen Preisen erhalten. So erleichtert Ihnen der PMD die Planung Ihrer nächsten Reise in die Heimat. Sie suchen ein passendes Geschenk? – kein Problem. Mit den Rubriken des Mediendienstes finden Sie vom Koch- bis zum Hörbuch garantiert das Richtige. Innerhalb kurzer Zeit ist es dann bei Ihnen zu Hause. Ihre Daten sind durch unsere Verschlüsselung vor unbefugtem Zugriff geschützt. Und sollten Sie das von Ihnen gewünschte Buch, die CD oder VHS-Kassette oder DVD nicht in unserem Angebot finden, so beschaffen wir für Sie jeden Titel, der über den Buchhandel erhältlich ist. Schauen Sie mal wieder rein – Ihr Preußischer Mediendienst.

Alle Bücher sind über den PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 41 40 08 27, www.preussischer-mediendienst.de, zu beziehen.

»Dat Schwineschlachten«

Dieses Stück Heimatkultur kam in der Redaktion an – leider ohne Nennung des Verfassers

De Gustav säd to siene Fru:
„To Wiehnachte schlacht wie onse Su.
Keep man e Schnaps, on ook poar Helle,
öck war dem Fried denn schon bestelle.“

Dä Fru, dä schömpt:
„Däm nich tum Schlachte.
As dien Koseng
wöll öck emm achte,
doch schlachte
könn ju beide nich,
dä Schwien,
dä brölle förchterlich.

Ju sönn ook ömmer so besoape,
on renne romm
wie e poar Oape.
Nä, jedet Joahr weer dat Mälör.
De Flescher schlacht
dit Joahr dat Deer.“

Dä Gustav säd:
„Du höllst de Frät,
de Fried, de kömmt
onn schlacht dem Krät.
Dem Flescher hoale –
weer jelacht,
wie hebbe jedet Joahr
jeschlacht.“

On enes Morgens,
denn ganz freh,
doa keem de Fried
denn dorchem Schnee.
Se hebbe freidich sich bejreeßt.
De Fried de froagt:
„Wo steiht dat Beest?“

Se jinge önne Stall
tumm Schwien
on schädsde
biem Laterneschien:
„Veer Zentner hätt
de oppe Reppe,
doaropp war wie
eerscht eenem köppe!“

Dä Fru, dä schömpt:
„Watt ös dat bloß?
Allwedder geiht dat Supe los!“
Dä Gustav säd:
„Horch opp mött Kreeje!
Moak heetet Woater,
väl, tumm Breeje.“

Se hoalde Schwengel
onne Ströck,
se funde dat denn ook
tumm Jlöck.
Denn wurd e' Schluckske
von däm „Funke“
Klammheimlich
önne Stall jedrunke.

De Gustav stelld
däm Ax torecht,
on weil de Messersch
weere schlecht,
doa wetzd de Fried
denn scharp de Dinger,
on priefd se denn
mött siene Finger.

On denn, korrt hindre Stalledär,
doa nehm se sich
dat Flaschke vär.
Oft wurd e böske bloß jelöckt,
bloß omm to sehne,
wie dat schmeckt.

Denn jinge beide Fröhstöck äte,
se hadde joa noch nuscht jejäte.
Ook wulle se
mött ährem Schlachte,
dat helle Doageslicht affwachte.

Se drunke noch e Flaschke Beer
on wachde, bis dat heller weer.
De Fru, de stund so
wie opp Koahle.
„Goaht denn doch all
dem Breechtroch hoale!“
Se stunde opp on jinge denn
tum Noaber
mött dem Flaschke henn.
Weil de umsonst
dem Troch deed jäwe
durfd he denn ook
e Schluckske häwe.

On wie dat Flaschke aller weer,
doa hoalt de Gustav
denn noch Beer.
Om Uhre Zehn, so onjefähr,
doa keem se
möttem Troch verquer.

De Fru, de hebbe se befoahle,
de mußd e nieet Flaschke hoale.
On denn jing los
mött väl Krakehl:
Nu kröcht de oole Su ähr Deel.

De Gustav bund
dem grote Schwien
omme Hinderbeen
e starke Lien.
On oppe Hoff de Fried nu stund
on schwängd dem Äx
so önne Rund.

He priewd dem Schwung
onn dat Jewöcht.
Doamöt dä Su eens
röchtich kröcht.
De Gustav brocht mött
väl Krawall, dat Schwien nu
utem Schwienestall.

Se stellde ähr sich fein torecht:
„Hast du dem wörklich
nuscht jesecht?
Da Su, dä öss ganz oppjestört,
de hätt doch örjend watt
jeheert“

De Gustav höllt dem
Schwien am Ströck,
dä Fru, de krult
ämm dat Jenöck.
De Fried hoalt ut, mött grotem
Schwung, – doch – doa de Äx
emm runder sunk.

„Mie ös doa wat önnt
Oog gefloage,
vielleicht kannst du moal
hiede schloage.“
De Gustav, de weer kleen
on dönn, de Äx, dä reegt ämm
bis ant Könn;

„Jöff her, öck war däm
Krät eent knalle,
biem erschte Schlach, doa ward
he falle.“
Dä Su, dä kiggd, weer
ganz perplex,
se sach däm Gustav mötte Äx.

On wie he zörkeld, opp
spötz Teeje,
doa oahnd se, watt ähr
nu ward bleeje.
Se kunn dat alles
nich verstoahne,
on wull torick önne Stall
nu goahne.

Doa keem de Fru, on
sach dat Leide,
wie se doa wehlde alle beide.
Se säd tumm Fried: „Denn
schloag doch du, de Gustav
träfft nich mehr de Su!“

„Jöff du man eerscht datt
niee Flaschke,
uut dienem ohle Leddertasch-
ke.
Dann jeiht datt Schlachte
von alleen. Hool ömm man fest
an sienem Been.“

Se nehme duumbreet ute
Flasch
mött nieem Moot, doa
jet datt rasch.
De Fried, de nehm de
Äx nu hoch,
on wedder watt ent Oog öm
floch.

„Öck seh voer lauter
Oogetroane
ömmer dree Schwien
voer mie stoane.“
De Gustav säd:
„Mottst nich väl wösche,
dem Möddelste,
dem mottst eens lösche“.

De Fried, de schloch
jewaltich to,
dä oole Äx, dä zischd man so
He troaff de Su ook
hinder sich,
– oppem Ohr,
on de nu de Jeduld verloor.

Se schreech nu los,
ganz förchterlich,
on rennd, däm Gustav
hinder sich,
de Su rennd ömmer önne Rund,
on önne Mödd de Fried doa
stunt.

He hadd sich sölwst,
öss nich jeloage,
däm eene Klomp
kaputt jechloage.
De Gustav, oppe Buuk
ganz lang,
dä leet nich los
däm Schwienestrang.

De Fried hadd bloß
de Su jestreift,
nu wurd de Gustav
rommjeschleift.
Dä Schnie,
dä hätt man so jestooft,
de Gustav kreech
boold keine Loft.

Doch wie dat Schwien
noch ömmer rennt,
de Fried doa de Jefoahr erkennt:
„Öck mott äm helpe,
wie et ook kömmt“,
on vor de Su he Stellung
nömmt.

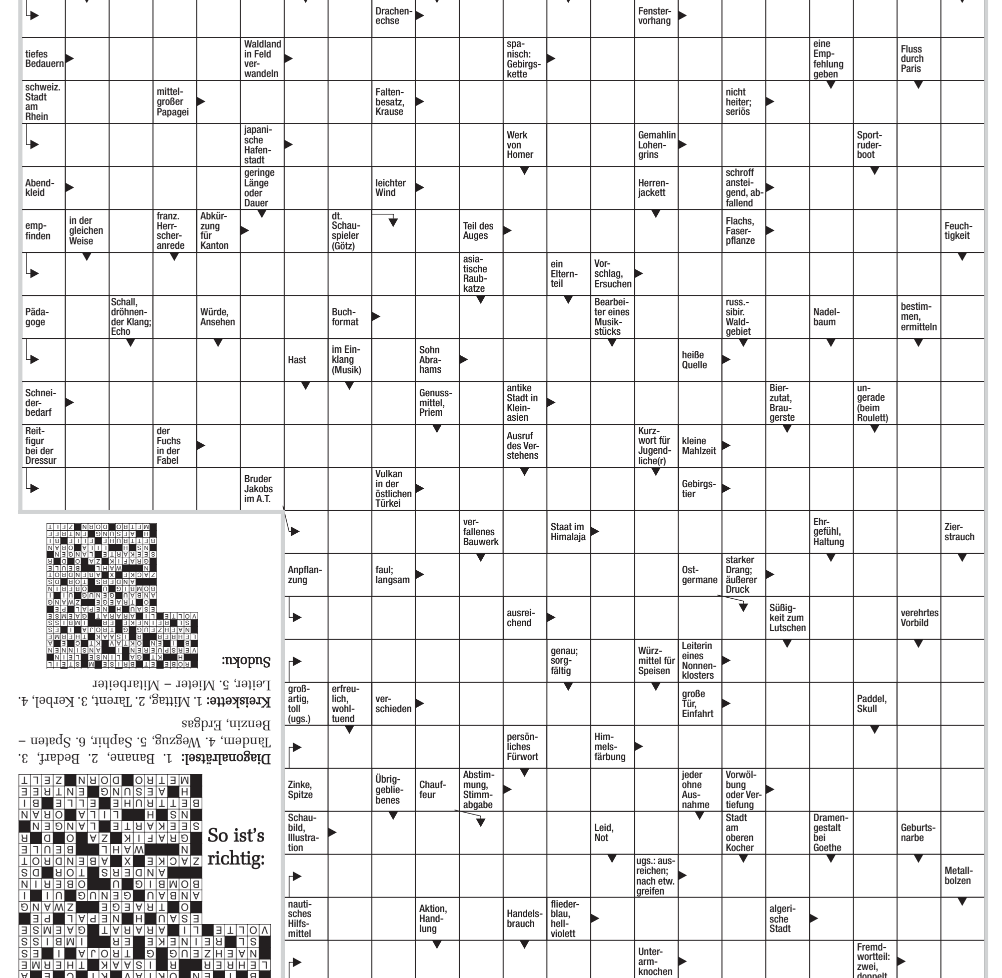
Doch de, ver Wut,
hätt nusch jesehne,
on rennd däm Fried
so mank de Beene.
De Fried ös denn
em grote Boage,
nu ön däm Breechtroch
rönn jefloage.

De Fru hoald schnell
dem Meister Raudnat her,
on da, ruck-zuck,
de schlachd dat Deer.
He hätt jebreecht
on utjenoahme,
de Fleeschbeschauer
ös jekoame,

dat Fleesch weer good,
ött weer nuscht schlecht,
so keem nu alles noch torecht.
De Fried,
de musd däm Klomp sich binde,
et fähld e Ströck,
weer nich to finde.

Dem Gustav hebbe
se verbunde,
dem weere beide Hand
terschunde.
Denn wurd jedrunke
on vertällt,
wie schlau sich jeder anjestellt.

De Fleescher, dä heerd ruhich to
he wußd, dä schlachte
ömmer so.



Sudoku

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 x 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

9				3	1	2		4
		2						8
5			9					
8	2		4				3	
	9		8		3		6	
	3				6		9	2
					7			1
6						5		
1		8	5	6				3

Diagonalrätsel

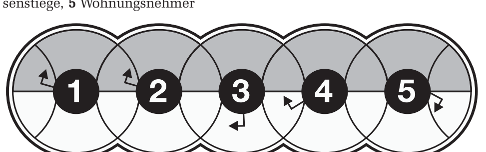
Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen einen Kraft- und einen Brennstoff.

1 Südfrucht, **2** erforderliche Menge, **3** zweisitziges Fahrrad, **4** Verlegung des Wohnsitzes; Abwanderung, **5** Edelstein, **6** Gartengerät zum Erdaushub

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte einen Arbeitskollegen.

1 Tagesabschnitt, **2** süditalienische Hafenstadt, **3** Gewürzpflanze, **4** Sprossenstiege, **5** Wohnungsnehmer



»Die Waffen holen wir uns beim Feind«

Vor 90 Jahren leistete die Schutztruppe unter Schnee und Lettow-Vorbeck in Deutsch-Ostafrika hinhaltenden Widerstand

Von Rüdiger Ruhnau

Tansania, das ehemalige Deutsch-Ostafrika, gehört zu den ärmsten Ländern der Welt. 1964 zusammen mit der Insel Sansibar selbständig geworden, hängt das Land bis heute am Tropf der Entwicklungshilfe. Zwei Drittel der 36 Millionen zählenden schwarzen Einwohner leben von weniger als einem US-Dollar am Tag. Dabei verfügt Tansania über Bodenschätze wie Gold und Diamanten, baut Reis, Zuckerrohr, Kaffee, Ölfrüchte, Baumwolle und Kautschuk an.

Als Dr. Heinrich Schnee (1871–1949) seinen Dienst als Gouverneur der größten Kolonie des Deutschen Reiches antrat, war er für dieses schwierige Amt bestens vorbereitet. Stellvertretender Gouverneur auf Samoa, Beirat der Botschaft in London, Direktor im Reichskolonialamt – das waren die Stationen des tüchtigen Verwaltungsbeamten, bevor er in Daressalam, der Hauptstadt des Schutzgebietes am Indischen Ozean, eintraf. Erst zwei Dutzende Jahre zuvor war es dem Kolonialpionier Dr. Carl Peters gelungen, das noch unerschlossene Land mit dem höchsten Berg Afrikas, dem 5895 Meter hohen Kilimandscharo, für Deutschland zu erwerben. Nach anfänglichen Schwierigkeiten setzte ab 1906 eine Aufwärtsentwicklung ein, die zu großen Hoffnungen berechtigte. Die Kämpfe der Eingeborenen untereinander hörten auf, der schreckliche Sklavenhandel konnte unterbunden werden. Eine geordnete Rechtsprechung durch erfahrene deutsche Beamte, bei der die Gebräuche der Schwarzen berücksichtigt wurden, bot ihnen Schutz für Leben und Eigentum. Die schlimmen Tropenseuchen, oft halbe Stämme der Eingeborenen hinwegraffend, verloren durch ständige medizinische Überwachung ihre Schrekken. Robert Koch, Begründer der experimentellen Bakteriologie, erforschte bei längeren Aufenthalten in der Kolonie Heilmittel gegen Malaria, Schlafkrankheit und Cholera.

In einer großen Landesausstellung in Daressalam sollte der erfreuliche Aufschwung Deutsch-Ostafrikas der Welt vor Augen geführt werden. Gouverneur Schnee hatte die Eröffnung für den 15. August 1914 vorgesehen. Seit Monaten schon liefen die Vorbereitungen, zahlreiche Gäste aus dem Reich und dem Ausland waren angemeldet, da traf wie ein Keulenschlag die Meldung vom Kriegsausbruch in Europa ein und beendete jäh die friedlichen Aufbauarbeiten. In Deutsch-Ostafrika lebten unter acht Millionen Eingeborenen rund 6000 Weiße in einem Gebiet von der doppelten Größe des damaligen Kaiserreiches. Ringsum von Feinden umgeben, entsprach allein die Küstenlänge am Indischen Ozean der Strecke von Kiel bis Königsberg. Den ängstlichen Gemütern erschien es unmöglich, einen Krieg zu führen, abgeschnitten von allen Hilfsmitteln der Heimat. Man vertraute auch einer Meldung des Reichskolonialamtes, daß die Schutzgebiete außer Kriegsgefahr seien, hatte doch die außer von Deutschland auch von England und Belgien unterzeichnete Kongoakte festgelegt, kriegerische Verwicklungen in Europa nicht auf die afrikanischen Kolonien zu übertragen. Wenn es trotzdem gelang, über vier Jahre hinweg, den Feinden Paroli zu bieten, war das zwei Männern zu verdanken: dem Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant Paul von Lettow-Vorbeck (später Generalmajor) und dem Gouverneur Dr. Heinrich Schnee.



Angehörige der Schutztruppe in Deutsch-Afrika während des Ersten Weltkrieges — Foto: pa

Zwischen beiden Persönlichkeiten bestand von Anfang an ein schwer zu lösender Konflikt. Dem korrekten Verwaltungsbeamten Schnee oblag nicht nur die oberste Entscheidung in allen zivilen Angelegenheiten, ihm stand — auch im Kriege — die oberste militärische Gewalt zu. Der Gouverneur vertraute auf die europäischen Abmachungen, er war nicht bereit, einem möglichen Feindangriff mit den Waffen entgegenzutreten. Ganz anders dachte Lettow-Vorbeck, der die Briten besser kannte, mit einem Angriff der Engländer rechnete und im Kriegsfalle den hemmenden Anordnungen des Zivilgouverneurs keine Folge leisten wollte. Der Konflikt spitzte sich derart zu, daß der Gouverneur ein Disziplinarverfahren gegen den Kommandeur anstrengte.

Da sorgte ein Ereignis für eine überraschende Wende. Die Engländer griffen mit einem starken Landungskorps die Hafenstadt Tanga an. Durch taktisches Geschick und die Tapferkeit der weißen und farbigen Soldaten glückte es, trotz achtfacher Überlegenheit, den Feind völlig zu schlagen. Dieser Waffenerfolg brachte den Umschwung. Siegesfreude und Zuversicht erfüllten die ganze Kolonie, die Eingeborenen drängten sich zum Dienst in der Schutztruppe und auch der Gouverneur gab seinen ablehnenden Standpunkt auf. Er erkannte die militärische Führungskunst Lettow-Vorbecks an und stellte sich fortan in die gemeinsame Sache zur Verteidigung Deutsch-Ostafrikas. Dank seiner klugen Politik kam es nicht zu Aufständen der Schwarzen gegen die deutsche Herrschaft, im Gegenteil: Trotz verlockender Angebote der Engländer stand die eingeborene Bevölkerung, unter schweren persönlichen Opfern, in aller Regel treu zu Deutschland. Für den Kaiserlichen Gouverneur erschien es unfaßbar, daß gerade England, wo schon den Kindern in der Schule beigebracht wird, „to play the game fair“, und dessen Vertreter beständig Worte wie humanity, justice und fairness im Munde führen, einen grausamen Buschkrieg in Deutsch-Ostafrika beginnen würde.

Die Lage der Kolonie war außerordentlich schwierig. Das Fehlen jeder Küstenverteidigung, der Mangel an modernen Waffen, dazu die äußerst geringen Aussichten, Verstärkung aus der Heimat zu erhalten. Nur zweimal konnten deutsche Schiffe die Seeblockade durchbrechen. Die Truppe trat mit 200 weißen und 2400 schwarzen Soldaten, Askaris, in den Krieg ein. Nach und nach erreichte sie eine Höchstzahl von 3000 Deutschen, verstärkt durch die Besatzung des Kleinen Kreuzers „Königsberg“ (vgl. Folge vom 10. Dezember 2005) und 12000 Askaris. Gegen diese kleine Schar setzten die Feinde rund 300000 Soldaten in Bewegung. Da die Entfernungen riesig, Transportmittel und Straßen aber kaum vorhanden waren, mußte Muskelkraft die Güter transportieren. Zehntausende der einheimischen Bewohner schleppten ununterbrochen Lasten auf Schultern und Köpfen zu den befohlenen Stellen. „Bald war die ganze Kolonie tätig wie ein Ameisenhaufen“, schrieb Lettow-Vorbeck. Aus der Rinde des Chinchona-Baumes stellten Ärzte die lebenswichtigen Chinin-Tabletten her. Gouverneur Schnee sorgte mit den Beamten der Zivilverwaltung vorbildlich für die logistische Kriegführung. Ohne die beispiellos treue Haltung und willige Hilfe der schwarzen Bevölkerung, eine Frucht der langjährigen menschlichen Politik in Deutsch-Ostafrika, hätte die Verteidigung nicht aufrechterhalten werden können.

Etwa bis Mitte 1916 gelang es der Schutztruppe, die Angriffe auf die Kolonie abzuwehren. Dann mußte sie gegenüber den von allen Seiten eindringenden alliierten Streitkräften allmählich zurückweichen. Lettow-Vorbecks Taktik der fortgesetzten Verlegung des Kriegsschauplatzes machte es dem Feind unmöglich, die immer kleiner werdende Schar der Deutschen zu vernichten, zumal der Kommandeur die Devise ausgab: „Die Waffen holen wir uns beim Feind.“ Ende November 1917 überschritt die verbliebene Truppe, bei der sich auch Gouverneur Schnee befand, den Grenzfluß Rowuma und marschierte in Portugiesisch-Ostafrika ein. Die Träger schleppten Maschinengewehre, Munition, Gepäck der Europäer, Verpflegung – und ein erbeutetes Geschütz. Allein auf das Lazarett- und Sanitätsmaterial kamen fast 1000 Träger. Nach dem Einmarsch in Nordost-Rhodesien erreichte die Schutztruppe die Nachricht von der Unterzeichnung des Waffenstillstandes in Europa. Daraufhin erklärte General Lettow-Vorbeck den Engländern in einem Telegramm, er würde die Waffen niederlegen.

Am 2. März 1919 zogen die heimgekehrten Afrikakämpfer, an der Spitze Paul vom Lettow-Vorbeck und Gouverneur Heinrich Schnee, von einer jubelnden Menschenmenge begrüßt, durch das Brandenburger Tor in Berlin ein.

Couragiert gegenüber Kaiser wie König

Vor 175 Jahren starb Friedrich Ferdinand Alexander Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten

Von Manuel Ruoff

Gerne wird den Deutschen vorgeworfen, zwar als Soldaten tapfer, aber als Zivilisten uncouragiert zu sein. Vor 175 Jahren starb mit Friedrich Ferdinand Alexander Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten ein Gegenbeispiel. Es kam am 29. März 1771 im westpreußischen Finckenstein zur Welt. Der junge Mann studierte Kameralistik, sprich Finanzwissenschaften, in Frankfurt an der Oder und Göttingen und besuchte dann die Büsch'sche Handelsschule in Hamburg, wo er sich mit Alexander von Humboldt anfreundete. 1790 trat er in die Kriegs- und Domänenkammer in Berlin ein und wurde bereits ein gutes Jahrzehnt später Direktor der Kriegs- und Domänenkammer in Marienwerder.

In dieser Stellung befand sich Dohna-Schlobitten, als Preußen im Oktober 1806 seine katastrophale Doppelniederlage von Jena und Auerstedt erlebte. Er reagierte ohne Zeitverzug und versetzte Danzig und Graudenz in den Verteidigungszustand. Während die anderen besetzten Provinzen Napoleon den Huldigungseid leisteten, setzte er für Westpreußen durch, daß dort die Behörden sich lediglich verpflichteten, nichts gegen die Besatzer zu unternehmen, solange diese die Provinz in ihrer Gewalt hatten. Als die Franzosen hierfür eine Geisel als Pfand forderten, meldete sich Dohna-Schlobitten als Freiwilliger, um einem von den Eroberern hierfür ausgewählten Älteren dieses Schicksal zu ersparen. So erlebte er einige Wochen französische Geiselhaft.

Eine besondere Ironie des Schicksals blieb Dohna-Schlobitten auch nicht erspart. Er war in seines eigenen Vaters Schloß Gast des Landesfeinds. Hierzu kam es, indem Bonaparte Schloß Finckenstein zu seinem Hauptquartier machte und Dohna-Schlobitten im April 1807 zu einer Audienz dorthin befahl. Der Usurpator hoffte über den Sohn auf den Vater dahingehend Einfluß nehmen zu können, daß dieser bei seinem König Friedrich Wilhelm III., dem er nach Memel gefolgt war, für einen französisch-preußischen Separatfrieden und damit einen Austritt Preußens aus der Anti-Napoleon-Koalition eintrat. Dem jungen Dohna-Schlobitten gelang es während der Audienz jedoch nicht nur, sich der Zumutung zu entziehen, auf seinen Vater im französischen Sinne Einfluß zu nehmen, sondern er brachte seinen Gesprächspartner sogar so weit, daß dieser gegenüber Westpreußen auf eine Kriegskontribution verzichtete.

In Anerkennung dieses Erfolges wurde er am 4. August 1807 von Friedrich Wilhelm III. zum Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer ernannt. In dieser Funktion kam auf ihn als eine der ersten die undankbare Aufgabe zu, mit seinem französischen Gegenspieler Marschall Nicolas-Jean de Dieu Soult den Tilsiter Frieden vom 7. Juli 1807 umzusetzen.

Der große preußische Reformer Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein wurde auf den damals Ende Dreißigjährigen aufmerksam und hielt von ihm immerhin so viel, daß er ihn zu seinem Nachfolger als Innenminister vorschlug, als er selber auf Druck des Franzosenkaisers 1808 entlassen wurde. Als Innenminister unterstützte Dohna-Schlobitten seinen Freund Wilhelm von Humboldt bei der Gründung der Berliner Universität, die 1810 erfolgte. Als er sich jedoch in eben diesem Jahr daran machte, den Plan seines Vorgängers einer Zusammenfassung der obersten Staats- und Verwaltungsbehörden im Staatsrat zu verwirklichen, kam es zum Konflikt mit seinem Kabinettschef Karl August Fürst von Hardenberg. Daran änderte auch nichts die Tatsache, daß Hardenberg seinerzeit selber Dohna-Schlobitten gut zugeredet hatte, das Innenministerium zu übernehmen. Der leitende Minister interpretierte die Schaffung einer über ihm stehenden Zentralbehörde nämlich als einen Angriff auf seine Stellung. Als dieser dann auch noch Staatskanzler wurde, nahm Dohna-Schlobitten im November 1810 aus Protest gegen dessen autoritären Führungsstil seinen Abschied.

So von der Kabinettsdisziplin befreit, konnte Dohna-Schlobitten bei der Erhebung Ostpreußens gegen die napoleonische Fremdherrschaft eine führende Rolle spielen. Gemeinsam mit Stein trug er nach dem Brand von Moskau zum Zustandekommen der Zusammenkunft der ostpreußischen Stände am 5. Februar 1813 in Königsberg bei. Und zusammen mit Johann David Ludwig Graf Yorck von Wartenburg lenkte und leitete er die Verhandlungen des Ständetages, von dem es immerhin heißt: „Er ist wichtiger als der Brand von Moskau und die 26 Grad Kälte!“

Mit seinem Bruder und dem damals ebenso wie Stein in russischen Diensten stehenden Carl Philipp Gottfried von Clausewitz arbeitete er einen Landwehrordnungs-Entwurf aus und sorgte durch eine geschickte Leitung der Beratungen für dessen Annahme. Er wurde zum Vorsitzenden der Generalkommission für die Volksbewaffnung gewählt und begann ohne Verzug mit der Organisation der Landwehr. Er tat dieses gegen den Widerstand der Behörden – so viel zur Behauptung, Preußen wären obrigkeitshörig.



Friedrich Ferdinand Alexander Burggraf und Graf zu Dohna-Schlobitten

Erst nachträglich legitimierte der preußische König dieses selbständige Vorgehen der Ostpreußen. Am 17. März 1813 genehmigte er den Plan zur Errichtung der Landwehr. Zwei Tage später beauftragte er den auf dem Ständetag zum Vorsitzenden der Generalkommission für die Volksbewaffnung Ernannten mit eben dieser Volksbewaffnung und ernannte ihn darüber hinaus zum Zivilgouverneur für Preußen östlich der Weichsel. Trotz dieser Gunstbezeugungen kam eine Rückkehr in das preußische Ministerium wegen seines Gegensatzes zu Hardenberg nicht in Frage. Als nach dem Ende der napoleonischen Kriege am 3. Juni 1814 mit den anderen auch seine Zivilgouverneurstelle aufgehoben wurde, zog sich der 43jährige Dohna-Schlobitten aus der aktiven Politik nach Schlobitten zurück. Er sollte nie mehr ein Staatsamt bekleiden.

Als Generallandschaftsdirektor, wozu er bereits am 28. September 1813 gewählt worden war, und – nach der Einführung der provinzialständischen Verfassung 1824 – als Abgeordneter des Mohrungischen Kreises hat er jedoch auch ohne Staatsamt im öffentlichen Leben der Provinz starken Einfluß ausgeübt. Er nutzte ihn zur Unterstützung der liberalen Opposition seines Freundes Theodor von Schön. Wie Jahre zuvor in den napoleonischen Kriegen gegenüber dem aus der Französischen Revolution hervorgegangenen Kaiser zeigte er auch in der anschließenden Zeit der Restauration und Reaktion Zivilcourage. So veranlaßte er 1820 einen Protest gegen die von seinem eigenen König mitgetragenen Karlsbader Beschlüsse. Der couragierte Deutsche und Preuße starb am 21. März 1831 in Ostpreußens Hauptstadt Königsberg.



Zwei Streifen Kaugummi

Pilot der Berliner Luftbrücke erinnert sich an dankbare Kinderaugen

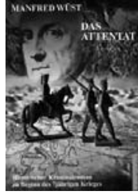
Gail S. Halvorsen, der Autor von „Kaugummi und Schokolade", war 1948 im Rahmen der Luftbrücke eingesetzt, um die sowjetische Blockade gegen West-Berlin zu durchkreuzen und die dortige Bevölkerung mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Kinder, mit denen er am Flughafen Berlin-Tempelhof zusammenkam, wußten, die Luftbrücke bedeutete für sie ihr Überleben, und sie erkannten angesichts der politischen Zustände im Ostteil ihrer Stadt auch schon den Wert der Freiheit. Daß ihnen diese wichtiger war, sie nicht um Süßigkeiten bettelten und frei von Selbstmitleid waren, „machte mich fassungslos", so der Autor. Zum Abschied schenkte er ihnen seine zwei letzten Streifen Kaugummi; „diese haben mein ganzes Leben verändert", schreibt er weiter. Denn die Kinderaugen blieben unvergessen.

So sammelten er und einige Kameraden Schokolade und Kaugummi, das sie kurz vor ihrer Landung abwarfen. Die Päckchen waren mit kleinen Fallschirmen aus Taschentüchern versehen; als Signal hatte er versprochen, mit den Flügeln seines Flugzeuges zu wackeln. Dann fiel einem US-Reporter ein solches „Himmelsgeschenk" fast auf den Kopf, was er wiederum in Europa und den USA publik machte. Was kaum zu erwarten war: Ein US-General schimpfte nicht über die eigenmächtige Aktion, sondern gratulierte! Der Rhein-Main-Flughafen stellte sogleich Sekretärinnen zur Verfügung, die die Berge von Post zu bearbeiten hatten – nicht nur von Berliner Kindern, auch Spenden von US-Soldaten aus West-Deutschland und sogar von Schulen sowie von großzügigen Firmen in den USA!

Nunmehr wurden die Süßigkeiten tonnenweise über der eingeschlossenen Stadt abgeworfen. Sehr bald wurde der Autor zum Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte befohlen, um in New York in Fernsehsendungen über seine Aktion zu berichten. Sommer 1970 wurde er Kommandant des Flughafens Tempelhof sowie der Vertreter der US-Luftwaffe in Berlin. Vier Jahre später trat er als Colonel nach mehr als 8000 Flugstunden in den Ruhestand, dekoriert mit etlichen US-Auszeichnungen und auch dem deutschen Bundesverdienstkreuz. Im Februar 2002 durfte er bei den Olympischen Winterspielen in Salt Lake City das Namensschild des inzwischen wiedervereinigten Deutschlands in Stadion tragen.

„Mein Weg", resümiert er, „hatte seinen Anfang genommen mit zwei Streifen Kaugummi. Die Berliner Kinder haben mich gelehrt, dankbar zu sein für alles, was mir das Leben schenkt, vor allem aber für die Freiheit." *F.-W. Schlomann*

***Gail S. Halvorsen: „Kaugummi und Schokolade"**, Edition Grüntal, Berlin 2005, 224 Seiten, 19,60 Euro*



Attentat auf den König

Unterhaltsamer Preußenkrimi entspinnt Intrige um Friedrich II.

Die Intention des Autors, diesen Roman zu schreiben, liegt in dem Bewußtsein, daß die Geschichte Preußens, ein wesentlicher Teil der deutschen Geschichte, immer mehr in Vergessenheit gerät. Nicht zuletzt durch die Propaganda des Dritten Reiches wurde die Geschichte dieses Landes, welches über 500 Jahre bestand ... verdammt und vergessen." Mit diesen Worten beginnt Manfred Wüst seinen Preußenkrimi „Das Attentat".

Am Vorabend des Siebenjährigen Krieges wird auf den König von Preußen, Friedrich II., ein Attentat verübt. Allerdings kann er diesem Anschlag durch einen glücklichen Umstand entkommen.

„Unsere Geschichte beginnt an einem warmen Sonntagvormittag. Genauer gesagt am 19. Juli 1756. Auf der trockenen und staubigen Straße zwischen Berlin und Potsdam kam ein einzelner Reiter des Weges ... Der Reiter, der da so einsam und verloren schien, war der preußische König, Friedrich II." Unterwegs begegnet dieser einem Gesandten, dem Major von Waldkirch, und sie setzen den Weg gemeinsam fort.

Nur dank der geistesgegenwärtigen Reaktion des Majors kann der König einem scheinbar wie zufällig umstürzenden Gerüst entgehen. Der König bezweifelt die Zufälligkeit an dem Unfall jedoch stark.

„‚Majestät glauben an ein Attentat?' Jetzt stand der Schock, der soeben noch in Friedrichs Gesicht zu lesen war, im Gesicht des Majors. In Sekunden durchfuhren ihn Bilder des Schreckens. Unabsehbare Folgen eines plötzlichen Todes seines Königs zogen in Gedanken an ihm vorbei. Ungewißheit, Krieg und der Niedergang der eben erst erblühten preußischen Monarchie waren nur einige mögliche Auswirkungen."

Doch soll es nicht bei diesem einen Attentat bleiben. Friedrich II. beauftragt den Major von Waldkirch, den Initiator dieser scheinbaren Unfälle ausfindig zu machen. Während der König sich darum kümmert, den Krieg zu gewinnen, setzt von Waldkirch für seinen König und für Preußen ebenfalls sein Leben aufs Spiel. Nebenbei verliebt er sich in die bildhübsche ungarische Gräfin Nadasdy. Hin- und hergerissen zwischen Gefühlen und Pflicht bleibt von Waldkirch jedoch kaum Zeit für die erblühende Liebe.

Häufig fragt sich der Leser bei dem zumindest recht unterhaltsamen Krimi, inwieweit die geschilderten Ereignisse auf Tatsachen beruhen. Erfreulicherweise läßt der Autor den Leser jedoch nicht mit allen seinen Fragen allein. „Zusammenfassend kann gesagt werden, daß dieser Roman eine fiktive Serie von Attentaten und deren Aufklärung in der Anfangszeit des Siebenjährigen Krieges beschreibt, der von August 1756 bis März 1763 dauerte."

Doch inwieweit hat „Das Attentat" nun Preußens Geschichte aus der im Vorwort erwähnten Vergessenheit geholt? Na ja, Schwamm drüber. Auf jeden Fall ist der Preußenkrimi nett zu lesen und die Geschichte Preußens bietet Atmosphäre. *A. Ney*

***Manfred Wüst: „Das Attentat"**, Schardt Verlag, Oldenburg 2005, broschiert, 296 Seiten, 12,80 Euro*





Gefühlsfetzen

Traumaarbeit einer Vertriebenen

Auf den ersten Blick mag Sigrid Baschek für Außenstehende ein ganz normales Leben geführt haben, doch im Untergrund brodelten dunkle, verdrängte Schrecken aus der Kindheit. Erst als ihre Mutter nach langer Krankheit starb, brachen aus der verheirateten Sonder- und Sprachheilpädagogin die dunklen Geister der Vergangenheit hervor. Starke Schmerzen machten der 1939 in Elbing Geborenen ein normales Leben unmöglich, doch körperliche Ursachen waren nicht auszumachen. Sigrid Baschek litt vielmehr unter den nie aufgearbeiteten Schrecken von Flucht und Vertreibung. Über ihre Erlebnisse von damals hat sie nie viel geredet. Zudem war sie damals fünf Jahre alt und hat vieles nur unterbewußt wahrgenommen und sich somit nie vergegenwärtigt. Statt in Worten zu fassende Geschehnisse lagen Sigrid Baschek diffuse Gefühlsfetzen auf der Seele. Erst der Besuch eines Therapeuten und die detaillierte Niederschrift ihrer Erinnerungen haben es der Gepeinigten möglich gemacht, wieder ein wirklich normales Leben zu führen.

In „Wo sind meine Schuhe? Was ist ein Trauma und wie bewältigt man es?" läßt Sigrid Baschek den Leser minutiös an ihrer Traumaarbeit teilhaben. Sie berichtet, wie sie im Flüchtlingszug in der Menschenmenge verlorengegangen ist und nur durch das beherzte Einschreiten ihrer Mutter aus der Menge über die Köpfe der anderen Menschen hinweg zu ihr gereicht wurde. Hierbei verlor Sigrid ihre geliebten Lackschuhe und mußte von da an um ihre Füße gewickelte Lappen tragen. Und egal wo sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder hinkam, überall wollte man die Flüchtlinge nicht haben. Da Sigrid Baschek damals jedoch noch zu klein war, um zu begreifen, was um sie geschah, sind nur Einzeleindrücke zurückgeblieben, die sie nun gut 60 Jahre später für sich deuten mußte.

Doch schlimmer noch als die Flucht traumatisierte der Verlust des Vaters. „ Nachdem das Glück uns verlassen hatte, nach der Flucht, machte ich mir als kleines sechs- bis siebenjähriges Mädchen meine eigene Lebensphilosophie. Zu viert sind wir etwas ganz Wertvolles und Besonderes gewesen. Jetzt sind wir nur noch zu dritt, eben nichts Besonderes, eben kein Glückskleeblatt. Das Glück hatte uns verlassen ..."

Damit der Leser nicht mit der ganz persönlichen und häufig auch schwer nachvollziehbaren Traumaarbeit der Autorin alleingelassen wir, erklärt am Ende des Buches Herta Betzendahl, Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie, Psychotherapie und Psychoanalyse, was ein Trauma ist und welche Auswirkungen es auf das Leben eines Menschen haben kann. Der knapp gehaltene, theoretische Teil hilft Sigrid Bascheks Aufzeichnungen besser einzuordnen. *R. Bellano*

***Sigrid Baschek / Herta Betzendahl: „Wo sind meine Schuhe? Was ist ein Trauma und wie bewältigt man es?"**, Ellert und Richter, Hamburg 2005, geb., 165 Seiten, 14,95 Euro*

Virengefahr

Neues Ken-Follett-Abenteuer

Die Nachrichten überschlagen sich derzeit: Die Vogelgrippe erst in China, dann in der Türkei, nun auch bei uns. Einige Kinder sind bereits an der Seuche gestorben. Kann man überhaupt noch sicher sein, daß nicht irgendwann ein schreckliches Virus die Menschheit ausrottet? In den geheimen Labors der Weltmächte wird seit langem geforscht, um gewappnet zu sein, sollte „der Feind" mit biologischen Waffen, sprich mit tödlichen Viren, angreifen. Die Gefahr, daß hierbei versehentlich oder durch kriminelle Energie Wirkstoffe freigesetzt werden, ist nicht zu unterschätzen. Wie „einfach" es ist, Proben tödlicher Viren aus einem Labor verschwinden zu lassen, zeigt ein Krimi aus der bewährten Feder von Ken Follett. „Mr. Spannung pur" hat wieder einmal ein heißes Eisen angepackt und in seinem neuen Roman „Eisfieber" ein Szenario entworfen, das den Leser von Anfang an in seinen Bann zieht.

Es ist kurz vor Weihnachten, als ein Mitarbeiter der pharmazeutischen Firma „Oxenford Medical" hoch oben in Schottland an einer mysteriösen Krankheit stirbt. Mysteriös? Toni Gallo, die attraktive Sicherheitschefin der Firma, weiß schnell, woher der Wind weht. Der Tote hatte sich im Hochsicherheitslabor an Madoba 2-Viren angesteckt, gegen die es (noch) kein Gegenmittel gibt. Was anfangs wie eine harmlose Grippe aussieht, entwickelt sich bald zu einer tödlichen Erkrankung. Der Tod des Mitarbeiters ist allerdings nur der Anfang einer äußerst spannenden Geschichte, die Follett da spinnt.

Bald überschlagen sich die Ereignisse: Kit, der hochverschuldete Sohn des Firmeninhabers Stanley Oxenford, hat sich mit kriminellen Elementen zusammengetan, um im Auftrag eines großen Unbekannten, eine Probe der Viren zu entwenden. Die Gangster geraten in einen höllischen Schneesturm, der über Schottland tobt, gerade als sie mit ihrer Beute zur Übergabe fahren wollen. Um ein schneesicheres Auto zu ergattern, landen sie schließlich im Landhaus der Familie, in dem sich zur Weihnachtszeit nicht nur Stanley Oxenford, sondern auch seine zwei Töchter nebst Anhang befinden. Aus dem geruhsamen Weihnachtsfest wird nichts. Die brutalen Gangster kennen keine Skrupel, als sie merken, daß sie in die Enge gedrängt werden. Als sich auch noch die inzwischen über den Raub der Probe informierte Toni Gallo durch den Schneesturm kämpft und im Landhaus erscheint, kommt es zu einem furiosen Finale. – Wieder einmal Spannung pur, da hilft auch kein Schneesturm, um die Gemüter der Leser abzukühlen. „Eisfieber" läßt einen erschauern, vor allem ob der letztendlichen Erkenntnis, wie einfach es sein kann, in den Besitz tödlicher Viren zu gelangen. *man*

***Ken Follett: „Eisfieber"**, Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, 462 Seiten, gebunden, 22,90 Euro*



Kein ökonomischer Niemand

Direktor des Instituts zur Zukunft der Arbeit nennt unangenehme Reformen

Schon wieder so ein Krisenbuch, denkt man zunächst. „Deutschland – was nun?" lautet der Titel eines Sammelbandes, der „Reformen für Wirtschaft und Gesellschaft" schon im Untertitel verspricht. Die Krisenbücher haben ja etwas Leidiges an sich. Der Leser wird in der Regel auf den ersten 200 Seiten mit der ganzen Misere in Deutschland konfrontiert, so daß er sich am liebsten die Kugel geben würde. Doch wenn er so richtig suizidgefährdet ist, zaubern die Autoren solcher Werke meist die richtigen Reformrezepte aus dem Hut, mit dem unser Land wieder ganz nach vorn gebracht werden könnte. Das ist meistens alles gut, wahr und schön beziehungsweise schlecht, unwahr und schrecklich „neoliberal". „Die Botschaft hör ich gern, allein mir fehlt der Glaube", denkt so mancher beim Lesen, denn in Deutschland wird noch jede Reform zerredet und mit unübersichtlichen Ausnahmen dekoriert.

Dieses Buch haben wir aufgeschlagen, weil der Herausgeber Klaus F. Zimmermann als Direktor des Instituts zur Zukunft der Arbeit (IZA Bonn) und zugleich Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsförderung (DIW Berlin) beileibe kein ökonomischer Niemand ist. Und auch die übrigen Beiträger wie Michael Hüther, Rüdiger Pohl, Bernd Raffelhüschen, Bert Rürup und Thomas Straubhaar sind nicht unbekannt in der Fach- und Medienwelt. In seiner Einleitung „Deutschland 2015: Die Zukunft gestalten!" macht Zimmermann ein paar Vorschläge, wie es seiner Meinung nach besser laufen könnte im Staate Deutschland. Eins ist klar: Deutschland steht erst am Anfang eines langen und schmerzhaften Reformprozesses, auch wenn die „unentschlossene Kanzlerin" (Kurt Kister) in vielen Fragen schon wieder zurückrudert. In diesem Land ist so viel über ökonomische Veränderungen gesprochen worden, daß wir alle schon gruselig gelitten haben; doch geschehen ist eigentlich nicht sehr viel. Im Wahlkampf übte Merkel noch radikale Reform-Rhetorik, jetzt baden sie und der auffällig unauffällige Wirtschaftsminister Michael Glos gern lau im trüben Teich der Neuen Sozialen Marktwirtschaft, die sich noch keiner so recht vorstellen kann. 58er-Regelgung, Abschwächung der Dienstleistungsrichtlinie, gesetzliche Mindestlöhne: Ludwig Erhard buchstabiert man anders.

Zimmermanns Forderungen hören sich allesamt vernünftig an. Er macht sich für Ganztagsbetreuung in Kindergärten und Schulen stark, die Einführung von Studiengebühren sowie die Abschaffung des Beamtenstatus für Lehrer und Hochschullehrer. Doch realistisch ist wohl nur der Ruf nach Studiengebühren. Der Beamtenstatus für Lehrer und Professoren dürfte erst dann kippen, wenn uns die gesamten Pensionszahlungen für diese privilegierte Kaste um die Ohren fliegen. Mit fast physischem Widerwillen registriert man das so unpreußische Besitzstandsdenken, das der aus dem Rheinland stammende Beamten-Lobbyist Peter Heesen an den Tag legt. Der Blick für die Realität scheint diesen Interessenvertretern abhanden gekommen zu sein, sonst würden Heesen und Co. wohl etwas mehr Demut an den Tag legen angesichts der Tatsache, daß die deutschen Beamten das Schicksal von fast fünf Millionen Bundesbürgern nie erleiden werden und von der Geißel Arbeitslosigkeit verschont bleiben.

Hilmar Schneider, seit 2001 Direktor für Arbeitsmarktpolitik am Institut zur Zukunft der Arbeit (IZA Bonn), steuert zu eben jener Thematik einen vorzüglichen Aufsatz bei. Seine Sprache ist kraftvoll und klar, seine Reformvorschläge allesamt durchdacht und stringent. Natürlich werden sie den moralisierenden Sozialaposteln nicht gefallen. Man hört quasi schon das Heulen und Zähneklappern der Gewerkschaften, wenn sie mit der Tatsache konfrontiert werden, daß die großzügig ausgestaltete soziale Mindestsicherung dafür sorgt, daß Menschen mit einfachen Fähigkeiten aus dem Erwerbsleben herausgedrängt werden.

Schneider geht der Frage nach, warum Arbeit in Deutschland so teuer ist. Dies hat damit zu tun, daß die Rentenversicherung so teuer geworden ist. In Dänemark wird die Rente ausschließlich über die Steuer finanziert. Und in den meisten Ländern hat die gesetzliche Rentenversicherung nur noch die Funktion einer Basiseinkommenssicherung.

Vergeßt die aktive Arbeitsmarktpolitik, so lautet eine Botschaft. Mainzer Modelle, Minijobs, Personal-Service-Agenturen oder Ich-AGs sind schön und gut. Im besten Fall schaden sie nicht und kosten nur Geld. Den handelnden Personen in diesem Land fehlt es an echtem Zutrauen in die Kräfte des Marktes. Hilmar Schneider empfiehlt die Einführung des sogenannten „Workfare"-Konzepts. Dieser Begriff sei abgeleitet von der englischen Wortzusammenziehung „Welfare-to-Work", was so viel bedeute wie „Arbeit statt Sozialhilfe". Ein Anspruch auf die soziale Grundsicherung für Erwerbsfähige besteht nach diesem Modell nur noch dann, wenn dieser potentiell Erwerbsfähige dazu bereit ist, eine sozial nützliche Beschäftigung aufzunehmen. Es ist so einfach wie wahr: „Wenn für die Grundsicherung gearbeitet werden muß, ist jeder Job interessant, bei dem man mehr verdienen kann als in der Grundsicherung." Es ist natürlich abzusehen, daß weder Wähler noch Politiker den Mut zu solch unpopulären Maßnahmen haben werden. Daher wird aus „Angst vor der Narkose auf die lebensrettende Operation" verzichtet. *Ansgar Lange*

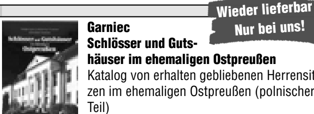
***Klaus F. Zimmermann (Hrsg.): „Deutschland – was nun? Reformen für Wirtschaft und Gesellschaft"**, Beck im dtv, München 2006, 370 Seiten, 16 Euro*



Jean Ziegler
Die neuen Herrscher der Welt
und ihre globalen Widersacher
Die neuen Herrscher der Welt - die Beutejäger des globalisierten Finanzkapitals, die Barone der transkontinentalen Konzerne, die Börsenspekulanten - häufen ungeheure Vermögen an. Mit ihrem Tun zerstören sie den Staat, verwüsten die Natur und entscheiden jeden Tag darüber, wer sterben muss und wer überleben darf. Willfährige, effiziente Verbündete stehen ihnen zu Diensten, allen voran die Funktionäre der Welthandelsorganisation, der Weltbank und des Weltwährungsfonds.
Geb., 320 Seiten **Best.-Nr.:2638, € 22,90**

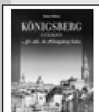


Agnes Miegel
Wie Bernstein leuchtend
auf der Lebenswaage
Gesammelte Balladen.
Geb., 254 Seiten **Best.-Nr.: 1310, € 12,95**



Wieder lieferbar - Nur bei uns!

Garniec
Schlösser und Gutshäuser im ehemaligen Ostpreußen
Katalog von erhalten gebliebenen Herrensitzen im ehemaligen Ostpreußen (polnischer Teil)
Geb., 397 Seiten **Best.-Nr.: 1120, € 29,00**



Robert Albinus
Königsberg Lexikon
Ein unentbehrliches Nachschlagewerk für alle, die Königsberg lieben und ihr Wissen über die Stadt und ihre Menschen vertiefen wollen.
Geb., 379 Seiten **Best.-Nr.: 1405, € 12,95**

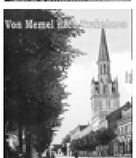


Hans Heinz Pollak
Verschleppt und Verschollen
Geschichte einer Deportation aus Ostpreußen.
Kart., 239 Seiten **Best.-Nr.: 4485, € 13,29**

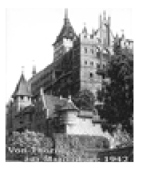
CDs + DVDs



Von Elbing nach Tannenberg 1942, DVD
Die Fahrt beginnt in der Hansestadt und führt über Rosenberg, Deutsch Eylau, Preußisch Holland, Mohrungen, Osterode und Allenstein bis zum Tannenberg – Denkmal
Spieldauer 30 Min, s./w.
Best.-Nr.: 4473, € 19,00



Von Memel nach Trakehnen, DVD
Dieser Film zeigt Ihnen mit historischen Aufnahmen den Zauber der Landschaften Ostpreußens. Er lässt sie noch einmal die Urwüchsigkeit und Kraft der Trakehner Stuten und Hengste auf den Vorwerken, im Muttergestüt und in freier Wildbahn miterleben. 30 Min. s/w histor. Aufnahmen **Best.-Nr.: 4557, € 19,00**



Von Thorn zur Marienburg 1942, DVD
Die Perle Westpreußens in historischen Filmaufnehmen
Laufzeit: ca. 30 Min.
Best.-Nr.:4693, € 19,00



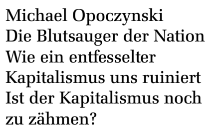
Agnes Miegel, CD
Gisela Limmer von Massow spricht Gedichte und Balladen von Agnes Miegel
Best.-Nr.: 1106, € 15,50



Zogen einst fünf wilde Schwäne, CD
24 Lieder aus Ostpreußen, Aus dem Inhalt: Ännchen von Tharau, Die Erde braucht Regen, Sag, wohin fährst du, Abends treten Elche aus den Dünen, u.v.m
Best.-Nr.: 1424, € 15,90

Buch der Woche

Michael Opoczynski
Die Blutsauger der Nation
Wie ein entfesselter Kapitalismus uns ruiniert
Ist der Kapitalismus noch zu zähmen?



WISO-Moderator Michael Opoczynski nennt Ross und Reiter. In einer scharf formulierten Streitschrift zeigt er, wie entfesselte Kapitalisten das Land hemmungslos zugrunde richten.
Was ist dran an der Kapitalismus-Debatte? Mit dem objektiven Blick und dem kühlen Verstand des Wirtschaftsjournalisten analysiert Michael Opoczynski die herrschenden Verhältnisse. Seine Nahaufnahme der Wirtschaft belegt: Rücksichtsloses Renditestreben, überzogene Managergehälter, gezielte Arbeitsplatzvernichtung, fehlende Unternehmensethik - das sind die unbestreitbaren Symptome einer massiven Fehlentwicklung, die nicht nur zur Entmenschlichung unserer Gesellschaft führt, sondern letzten Endes auch in den ökonomischen Ruin.
Ein faktenreiches, leidenschaftliches Buch, das den Brutalo-Kapitalisten die Leviten liest - zugleich ein engagiertes Plädoyer für die Umkehr zu einer verantwortlichen und sozial fundierten Wirtschaft.
Kart., 272 Seiten **Best.-Nr.: 5333, € 16,90**

Detlev Cramer
Geschichten einer Gefangenschaft
In erschütternd nüchterner Sprache erzählt Detlev Cramer, wie er nach dem Zweiten Weltkrieg 42 Monate Kriegsgefangenschaft in sowjetischen Lagern überlebte.
Geb., 132 Seiten
Best.-Nr.: 2474, € 14,80

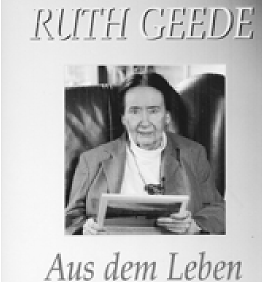


Marianne Kopp
Agnes Miegel- Biographie
Leben und Werk.
Kart., 127 Seiten
Best.-Nr: 3476, € 6,95



Bernstein, CD
Lieder für Ostpreußen
1. Nach der Heimat zieht 's mich wieder 3:42 Min
2. Traumreise 3:53 Min
3. Annas Flucht 4:02 Min
4. Reiterlied 1:57 Min
5. Vaters Heimat 3:38 Min
6. Masurenlied 4:27 Min
7. Lied der Ostpreußen 2:02 Min **Best.-Nr.:1376, € 14,94**

Ruth Geede – Mutter der ostpreußischen Familie



Neu! Nur bei uns!

Ruth Geede
Aus dem Leben einer Ostpreußin

Ruth Geede erzählt aus Ihrem Leben:
Kindheit und Jugend, Beginn der schriftstellerischen Tätigkeit, Flucht aus Königsberg, Neubeginn nach Kriegsende
Ruth Geede wurde 1916 in Königsberg geboren und veröffentlichte bereits 1934 Märchen und Erzählungen in Zeitschriften, sowie erste Rundfunkbeiträge für den Reichssender Königsberg. Es folgten bald plattdeutsche Sagen und Erzählungen, Dramen und Lustspiele. Sie leitete 40 Jahre die Redaktion eines niedersächsischen Zeitungsverlages in Hamburg. Außerdem ist sie Mitarbeiterin der ersten Stunde beim Ostpreußenblatt / Preußische Allgemeine Zeitung und hat zahlreiche Bücher veröffentlicht, sehr viele zu Ostpreußen, aber auch Reiseführer, Kochbücher und Chroniken.Ruth Geede lebt in Hamburg und wünscht sich, noch recht lange schreiben zu dürfen. Sie ist Trägerin des Preußenschildes und des Bundesverdienstkreuzes.
Laufzeit: ca. 90 Min.

Als VHS-Video: Best.-Nr.: 5324, € 14,95
Als DVD: Best.-Nr.: 5325, € 14,95

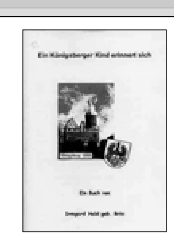


Herbert Reinoß (Hrsg.)
Letzte Tage in Ostpreußen Erinnerungen an Flucht und Vertreibung
Geb., 335 Seiten
Best.-Nr.: 1696, € 9,95

Hedwig Rau
Meine Jugendzeit am Lasmiadensee Erinnerungen einer Ostpreußin
Best.-Nr.: 1266, € 6,00



Günther Daum
Unser Herrgott durch Ostpreußen geht
Eine Ode an sein geliebtes Ostpreußen, Geb, 99 Seiten
Best.-Nr.: 2439, € 10,00



Irmgard Held
Ein Königsberger Kind erinnert sich
Kart, 64 Seiten
Best.-Nr.: 2732 € 6,95



Renate Braun
Kriegskinder - Meine Mutter und ich
Kart., 69 Seiten
Best.-Nr.: 4699, € 7,50

H. Harms
Vaterländische Erdkunde
Leineneinband
Geb., 521 Seiten
Best.-Nr.: 4741, € 24,95



Heinz Nawratil
Schwarzbuch der Vertreibung
Geb., 248 Seiten
Best.-Nr.: 1022, € 9,90

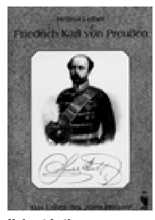


Fritz Czymmek
Schicksalsstunden, die man nicht vergisst
Kart., 143 Seiten
Best.-Nr.: 2649, € 8,00

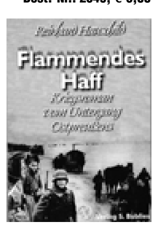


Richard Amstedt
Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Königsberg
Reprint
Geb., 420 Seiten
Best.-Nr.: 5191, € 29,95

Dieter Boenke
Verlorene Heimat, gefangene Träume
Kart., 272 Seiten
Best.-Nr.: 1296
statt € 12,40
nur noch € 5,99



Helmut Luther
Das Leben des „roten Prinzen"
Kart., 1995, 320 Seiten
Best.-Nr.: 5168
Statt € 9,90
nur noch € 4,99



Reinhard Hausschild
Flammendes Haff
Kart, 297 Seiten
Kriegsroman vom Untergang Ostpreußens
Best.-Nr.: 1035, € 15,50



Frieda Koschorreck
Zerbrechliches Glück
Das schwere Schicksal einer Ostpreußin während des Krieges und der Nachkriegszeit.
Kart., 80 Seiten, 1 Foto
Best.-Nr.: 2620, € 6,00

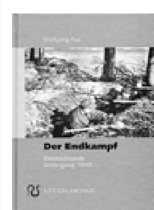


Friedrich Salomo Oldenberg
Zur Kunde Masurens
Bericht für den Central-Ausschuß für Angelegenheiten der Inneren Mission aus dem Jahre 1865
Kart., 239 Seiten
Best.-Nr.: 1285,
statt € 24,00
nur noch € 14,99

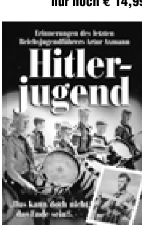
Braun
Kriegskinder - Meine Mutter und ich
Erinnerungen an Ostpreußen und an die Nachkriegszeit
Kart., 69 Seiten
Best.-Nr.: 4699, € 7,50



Hildegard Rauschenbach
Vergeben ja, Vergessen nie
Damals verschleppt im Ural-Gebiet, heute auf dem Weg der Versöhnung
Kart., 192 Seiten
Best.-Nr.: 1294, € 10,00



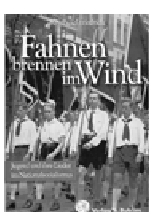
Wolfgang Paul
Der Endkampf
Deutschlands Untergang 1945
Geb., 420 S., 30 Kart.
Best.-Nr.: 4681, € 26,00



Artur Axmann
Hitlerjugend
Erinnerungen des letzten Reichsjugendführers Artur Axmann
Geb., 576 Seiten
Best.-Nr.: 1951, € 10,20



Dr. Jutta Rüdiger (Hrsg.)
Die Hitlerjugend
und ihr Selbstverständnis im Spiegel ihrer Aufgabengebiete
Kart., 424 Seiten
Best.-Nr.: 1605, € 20,50



Reinhold Friedrich
Fahnen brennen im Wind
Jugend und ihre Lieder im Nationalsozialismus
Kart., 317 Seiten
Best.-Nr.: 1858, € 16,95

Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: PREUSSISCHER MEDIENDIENST
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Best.-Nr.	Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung, Versandkostenpauschale € 4, / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

☐ Bitte senden Sie mir den aktuellen Katalog zu.

Vorname: ______ Name: ______

Straße, Nr.: ______

PLZ, Ort: ______ Telefon: ______

MELDUNGEN

Mißtrauen gegen Politiker wächst

Berlin – 79 Prozent der Deutschen sind mit den Leistungen ihrer Politiker unzufrieden. Dies ergab eine Umfrage im Auftrag der „Welt am Sonntag". Seit Bestehen der Bundesrepublik ist damit die Unzufriedenheit stetig gewachsen. 43 Prozent bezeichneten ihr Mißtrauen als „groß", 36 Prozent sogar als „sehr groß". Besonders diese hohen Werte im oberen Bereich werden von Analysten als besorgniserregend angesehen.

Apparat bremst Bürokratieabbau

Berlin – Entgegen den Beteuerungen von Kanzlerin Merkel, die Bürokratie abbauen zu wollen, trifft die Idee von unabhängigen Bürokratiekontrolleuren im Berliner Regierungsapparat offenbar auf zähen Widerstand. Wie der „Focus" aus Regierungskreisen erfahren haben will, haben sich Staatssekretäre zu „diversen Rotweinrunden getroffen, um den Einfluß der Kontrolleure zu minimieren". In den Niederlanden messen seit 2003 Bürokratiewächter systematisch den Aufwand, den Gesetze für Firmen verursachen. Nach ihren Empfehlungen soll bis 2007 ein Viertel der Bürokratielasten wegfallen.

ZUR PERSON

Einen Freund verloren



Mit dem Tod von Lennart Meri, dem Präsidenten Estlands von 1992 bis 2001, haben die Deutsch-Balten und die deutschen Vertriebenen einen unersetzbaren Freund verloren. Er war der erste Repräsentant eines ehemals kommunistisch beherrschten Staates, der nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums den Deutschen die Hand ausstreckte – nicht einfach zur Versöhnung, sondern, um sie in ihre Heimat zurückzuführen. Am 3. Oktober 1995 rief er in seiner Rede zum Tag der Deutschen Einheit in Berlin die Deutsch-Balten auf, ihr angestammtes Heimatrecht in Estland wieder wahrzunehmen.

Er solidarisierte sich auf dem Kongreß des Bundes der Vertriebenen am 5. September 1999 in Stuttgart als Angehöriger eines Volkes, das zigtausendfach selbst Vertreibung, Deportation und Mord erfahren hat, mit allen deutschen Vertriebenen und forderte für sie das Recht auf die Heimat. Wenn er mit Deutschen sprach oder Deutschen Briefe schrieb, wählte er stets die deutschen Ortsbezeichnungen.

Er widersprach allen, die negativ über die direkte oder indirekte, jahrhundertelange Herrschaft der Deutschen im Baltikum sprachen, und entgegnete ihnen mit provozierender Klarheit: Nur deshalb habe das estnische Volk als Volk überlebt und sei nicht im Russentum untergegangen, weil die deutsch-baltische Herrschaft gleichsam wie eine Käseglocke das estnische Volk vor dem Aufgehen im Russentum geschützt habe. Lennart Meri wurde 76 Jahre alt. *Elimar Schubbe*



Militärische Möchtegern-Macht löst Freiwilligenfrage Zeichnung: Götz Wiedenroth

Nein, nein, niemals!

Es gibt viele Möglichkeiten, Geld zu verdienen: Seine Seele verkaufen, sein Land blamieren, Politiker werden oder alles zugleich / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Im Kongo geht das Gerücht um, der 2001 von seinen eigenen Leibwächtern ermordete Staatschef Laurent Désiré Kabila sei in Wirklichkeit dieselbe Person wie sein 1997 gestürzter und (angeblich?) gestorbener Vorgänger Mobutu. Mobutu habe nur das Land verlassen, seinen Tod vorgetäuscht und sei dann als Kabila verkleidet zurückgekommen, um sich selbst zu beerben. Ein Märchen natürlich, doch wenigstens die traditionelle Staatsform des Landes blieb unter Kabila unangetastet: Die Kleptokratie, die „Herrschaft der Gierigen und Schmierigen über die Hungernden und Lungernden".

Nur zehn Tage nach der Beseitigung Kabilas folgte ihm sein Sohn Joseph auf den Thron, Verzeihung: Präsidentenstuhl. Der erst 1971 geborene Neupolitiker hat schnell aus dem trüben Abgang des alten Herrn gelernt und zum Wohle seiner körperlichen Unversehrtheit eine „Allparteienkoalition" gezimmert. Da sitzen alle mit am Trog, und Joseph darf sich einigermaßen sicher fühlen, sogar vor seiner Palastwache.

Da nun sowieso schon alle an der Macht sind, haben sich die kongolesischen Parteipatriarchen eine heiteres Gesellschaftsspiel ausgedacht, dem sie einen international klangvollen Namen gegeben haben: „Freie Wahlen". Die Uno ist von dieser Idee elektrisiert und will mit einer Kohorte von Beobachtern die Tribüne der gut inszenierten Vorführung bevölkern. Mit ihren „Wahlbeobachtern" will die Weltorganisation darüber hinaus ihre Unentbehrlichkeit unter Beweis stellen.

Unentbehrlich, ebenfalls weltweit, will auch die EU sein und greift daher seit Wochen beherzt nach einem Stück „Verantwortung" im Kongo, vorneweg die Bundesregierung. Warum sollen denn immer nur die Amerikaner den ganzen Spaß haben? Berlin hatte gehofft, daß die europäischen Freunde und Partner begeistert mitziehen. Angenehm überrascht hatte man den Bericht des Uno-Untergeneralsekretärs Jean-Marie Guéhenno gelesen, der einige Tage in dem Land von der Größe Westeuopas verbracht hatte und nach seiner Stipvisite zu dem Schluß kam, daß die Lage „stabil genug" sei, um Wahlen abzuhalten. Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung reichte diese Information, um ein Bundeswehrkontingent in Aussicht zu stellen. Seine europäischen Kollegen indes haben neben dem Uno-Reisebericht offenbar auch die gewöhnlichen Nachrichten verfolgt, in denen der Kongo eher als ein bewaldeter Irak erscheint denn als „stabil". Sie wollen deshalb nicht recht hin.

Von der zugeknöpften Haltung der EU-Freunde irritiert, ist eine Handvoll deutscher Verteidigungspolitiker nach Brüssel geeilt, um sich von EU-„Chefdiplomat" Javier Solana erzählen zu lassen, welche Vorbereitungen Brüssel denn schon getroffen habe hinsichtlich der Reise nach Kinshasa. Ergebnis: Null. Solana hat zwischen seinen vielen bedeutendenen Auftritten noch keine Zeit oder Lust dazu gehabt. Schon etwas zittrig von dieser Botschaft wurde schließlich in Kinshasa selbst sondiert, was die europäischen Soldaten da eigentlich genau tun sollen. Ergebnis: Siehe Solana.

> Franz Josef Jung bastelt nun an einem Kongo-Einsatz außerhalb des Kongo. Geht nicht? Und ob!

Und jetzt? Abbrechen den ganzen Blödsinn? Nein, das kommt nicht in Frage, denn da hieße ja, „sich der Verantwortung zu entziehen". Also bastelt Berlin nun an einem Einsatz im Kongo, der am besten gar nicht im Kongo stattfindet und der es einem trotzdem erlaubt, „vor Ort präsent zu sein". Geht nicht? Und ob: Der Bundesverteidigungsminister erwägt, das Bundeswehrschiff „Berlin" einfach vor die Mündung des Kongo-Flusses zu verlegen. Zwar kann man später nicht sagen, man sei dabei gewesen. Aber immerhin war die Bundeswehr im Auftrag Europas immer ganz in der Nähe.

Das haben Politiker schließlich gelernt: Verantwortung zu übernehmen und gleichzeitig dafür zu sorgen, daß man auf keinen Fall selbst in den Sog des eigenhändig angerührten Schlamassels gerät. Erfahrene Bruchpiloten wissen, daß sie gar nicht fliegen können und haben den einzigen Fallschirm an Bord immer bei sich.

Diese goldene Regel gilt für die Außen- wie die Innenpolitik. So haben die deutschen Politiker seit jeher für ihre weiche Landung nach der Pensionierung gesorgt, während Animateure vom Schlage eines Norbert Blüm den besoffenen Passagieren vorgaukeln, wie weich und sicher so eine Notwasserung in der demographisch aufgepeitschten See vonstatten geht. Blüm ist bereits abgesprungen und genießt seine Altersbezüge.

Viele, die ihren Lebensabend mit prallem Portemonnaie antreten, nutzen die Gelegenheit gern, um „mal ganz was anderes" zu machen, endlich „das zu tun, wozu ich immer schon Lust, aber nie die Gelegenheit hatte". So entdeckte Sozialdemokrat Gerhard Schröder erst als Ruheständler, daß in ihm das Herz einer „kapitalistischen Heuschrecke" schlägt, und den Grünen-Senior Rezzo Schlauch haben seine lange unterdrückten Neigungen nun in den Beirat des Atomkraftwerksbetreibers EnBW getrieben. War er etwa nur bei den Grünen, um sich bei den Akw-Blockaden an den technischen Wunderwerken zu berauschen? Nein, nein, er bleibe bei seiner Ablehnung der Kernenergie auch bei EnBW. Philosophen nennen das „dialektisch", soll heißen: bei jeder Sache immer auch gleich ihr Gegenteil mitdenken. Ob sie damit meinen, daß Atomkraftgegner notwendig irgendwann beim Akw-Betreiber landen wie Vegetarier eigentlich vom Job im Schlachthof träumen oder Pazifisten zuhause heimlich Uniformen sammeln, das lassen wir mal lieber offen.

Für den philosophischen Blick ist diese Frage auch gar nicht so wichtig und gehört eher zur Psychoanalyse, deren Fachleute bei der näheren Analyse des Schröder-Schlauch-Syndroms allerdings zu einem ernüchternd profanen Befund gelangen könnten: Geldgier.

Aber was heißt schon „profan"? Schon die griechischen Philosophen wußten, daß man finanziell unabhängig sein muß, um den Kopf frei zu haben für die großen Fragen des Universums. Nur wer sich nicht ständig um sein wirtschaftliches Fortkommen sorgen muß, der kann den frischen Wind von Geist und gar gehobenem Witz ungebremst wehen lassen wie Franz Müntefering. Der empfiehlt Rentenbeitragszahlern kichernd, es doch mit Balalaika oder Lotto spielen zu versuchen oder sonstwie zu sehen, wie „etwas zusammenkommt". Zum Beispiel so: In jungen Jahren in die SPD eintreten, sich von der Partei mit 35 in den Bundestag setzen lassen und von da an emsig Pensionsansprüche sammeln wie Münte. Hätte doch jeder so machen können, theoretisch. Haben die meisten aber nicht, selber schuld. Dann sollen die eben sehen, wo sie bleiben.

Geld verdienen kann man auf vielerlei Weise. Sein Land zu blamieren wird in Deutschland prächtig entlohnt. Zum europäischen Schlagerwettbewerb („Eurovision Song Contest") darf das diesmal Olli Dittrichs Truppe „Texas Lightning" erledigen. Die „Contests" sind jene TV-Ereignisse, nach denen man sich als Deutscher wochenlang nicht ins europäische Ausland traut, weil man hinter jedem Lächeln nichts als spöttisches Grinsen erspäht ob der Peinlichkeit, mit der sich „Allemagne" einen Erdumfang weiter von seinem einstigen Ruf als „Land der Musik" enfernt hat. Die Hamburger Country-Combo singt englisch. Wir wünschten uns, sie würden plattdeutsch trällern. Nein, nicht wegen des Heimatbezugs, aber dann verstünde den Quatsch wenigstens (fast) keiner. Immerhin haben sie im Titel ihres Liedchens eine geheime Botschaft versteckt: „No, no, never" – nein, nein, niemals! Man hätte sie beim Wort nehmen sollen.

Musikalisch müssen wir Deutschen 2006 ohnedies sehr tapfer sein: Durch die Musikkanäle dudelt das Video des „Goleo-Songs" und erinnert uns aufs Schmerzlichste an die verkorkste Existenz des WM-Maskottchens „Goleo". Den hatten wir schon ganz vergessen – und es ging uns besser deswegen.

ZITATE

Die FDP-Europaabgeordnete Silvana Koch-Mehrin meint zu wissen, warum immer ***mehr Bürger der EU ablehnend*** *gegenüberstehen. In der „Welt am Sonntag" vom 12. März schreibt sie:*

„In den vergangenen Jahren wurden mehr und mehr Kompetenzen auf die Institutionen der EU übertragen, ohne daß sie gleichzeitig demokratischer wurde. Würde die EU selbst einen Antrag auf Mitgliedschaft in der Europäischen Union stellen, würde er abgelehnt. Begründung: keine Demokratie."

Die ***deutsch-türkische Autorin Necla Kelek*** *hält im „Focus" vom 13. März ihren türkischen* ***Landsleuten*** *den Spiegel vors Gesicht:*

„Die Bildungsmisere und die Kriminalstatistik (unter den Türken in Deutschland) beweisen doch, daß es große Mißstände gibt. Mich macht es wütend, daß die Mehrheit der Türken auch daran den Deutschen die Schuld zuweist. In ihren Augen hat das deutsche Schulsystem versagt, das wird ihnen von den türkischen Lobby-Verbänden eingetrichtert. Sie schaffen es nicht, die Verantwortung für ihr Leben hier in Deutschland zu übernehmen. Ich sage: Nicht die Deutschen haben die Türken ausgegrenzt, sondern sie sich selbst."

Die „Thüringische Landeszeitung" teilt den offiziell verbreiteten Optimismus zu den deutsch-polnischen Beziehungen nicht. Die Weimarer Zeitung (10. März) befürchtet statt dessen, daß Polens Präsident Lech ***Kaczynski weiter gegen Deutschland hetzen wird****:*

„Die Kaczynski-Partei hat im Wahlkampf viel versprochen – soziale Wohltaten vor allem. Diese Versprechen kann sie nicht einlösen, deshalb der außenpolitische Crashkurs, der aber leider nicht ohne Auswirkungen nach innen bleibt. Denn die Stimmung in Polen steht auf der Kippe. Es gab schon erste antideutsche Demonstrationen in Danzig."

Sozialer Wien-Tourismus

Der eine Ausflug fand nicht statt:
Genosse Gusenbauer
verbat sich Wahlkampfhilfe glatt,
und Schröder, der war sauer.

Die eS-Pe-Öh – obwohl's gelang,
den Helfer auszuladen –
blieb trotzdem dann am zweiten Rang.
Nun ja, war auch kein Schaden.

Für Gerhard kam beizeiten wohl
ein Trip nach Wien zustande –
daß Schüssel Schwarzer ist wie Kohl,
genierte nur am Rande.

Ein Staatsbesuch, ganz nebenbei,
belastet Steuerzahler
und nicht die Kasse der Partei,
ist folglich sozialer.

Am sozialsten aber war
die Vortragsreise neulich:
Vom Heuschreck siebzigtausend
bar –
das nenne ich erfreulich!

Als Klassenkämpfer abkassiert
hat Schröder von den Reichen
und wie ein Robin Hood brilliert –
den Armen war's ein Zeichen.

Pannonicus